

CAUER

GRAMMATICA MILITANS.

887.07
C31

BERLIN.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

887.07 C31

Columbia University
in the City of New York
Library



BOUGHT FROM
THE
Henry Drisler
Classical Fund
1895

15/1948 3.60

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

Grammatica militans.

Erfahrungen und Wünsche

im Gebiete

des

lateinischen und griechischen Unterrichtes.

Von

Paul Cauer.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1898.

Oskar Jäger

gewidmet.

APR 22 1899 Stechert. 72

266101

Vorwort.

Mit vorliegendem Buche löse ich ein schon älteres Versprechen ein, zu der „Kunst des Übersetzens“ ein grammatisches Gegenstück zu geben. Entstanden sind auch die hier mitgeteilten Gedanken in der Praxis der Schule, zusammenhängend entwickelt zuerst in akademischen Vorlesungen teils über philologischen Unterricht teils über lateinische Syntax. Die Ausführung ist durch drängende Fülle amtlicher Aufgaben verzögert worden, aber nun doch in dem Augenblick beendet, wo ich im Begriff bin aus einem rasch liebgewonnenen Wirkungskreise zu scheiden, und durch einen abermaligen Wechsel des Wohnortes und der Stellung wohl für längere Zeit an ähnlichen Arbeiten verhindert sein werde.

Vielfach mitgewirkt hat auch diesmal Ewald Bruhn in Kiel durch Mitteilung eigner Beobachtungen und Erfahrungen wie in wiederholten Gesprächen über unsere meist verwandte Auffassung der Dinge. Er und ein befreundeter Flensburger Kollege, Herr Dr. Hans Petersen, haben mich aufserdem bei der Korrektur in sehr willkommener Weise unterstützt.

Fbg., Juli 1898. **P. C.**

Inhalt.

Grammatica militans.

Einleitung.

Zweck und Mittel.

Der Müller denkt, es wachse kein Weizen,
als damit seine Mühle gehe.

Goethe.

Vor Jahren wurde einmal in Kiel in heiterer Gesellschaft von einem älteren Ingenieur der Kaiserlichen Werft die Frage gestellt: „Wozu meinen Sie dafs die Werft da ist?“ — „Nun, um Schiffe zu bauen.“ — „O nein! Sie ist da, um verwaltet zu werden.“ — Das wollte mir damals nicht einleuchten. Aber in dem kecken Satze ist eine sehr ernsthafte Erfahrung ausgesprochen, die sich überall gewinnen läfst und die keinem fremd bleibt, der mit offenem Auge durchs Leben geht. Einem Bibliothekar, der sein Amt so auffafste, als ob er berufen sei kostbare Schätze vor bösen Eindringlingen zu hüten, wird schon mancher begegnet sein. Man würde dem Manne doch Unrecht thun, wenn man ihn mit dem Narren vergleichen wollte, der wertvolle Werke zusammenkauft, ohne sie zu lesen Denn dieser hat wirklich weiter nichts als die Freude am Schein und an der Einbildung, während der andere vielleicht von einer sehr wohlmeinenden Erwägung aus zu seiner Verkehrtheit gelangt ist. Wenn eine Bibliothek von vielen benutzt werden soll, so müssen Aufstellung und Ausgabe nach festen Regeln geordnet sein; und wer diese Regeln durchzuführen hat, in täglichem Kampf gegen die Bequemlichkeit und

Sorglosigkeit eben der Leute, für die er arbeitet, dem kann es im Laufe der Zeit wohl geschehen, daſs er das, was nur unerläſsliche Vorbedingung ist, für die Sache selber nimmt, der er zu dienen habe. Daſs es der Beruf des Arztes ist die Leiden der Menschheit zu lindern, wird niemand bestreiten, auch der Kliniker nicht, der seine Studenten an Krankenbetten unterrichtet; und doch ist dieser in Gefahr es zu vergessen. Indem er ähnliche Erscheinungen massenhaft vergleicht und, lehrend oder forschend, auszubeuten sucht, ermattet die Kraft persönlicher Teilnahme; bald sind ihm die Fälle interessanter als die Menschen

Wenn hier die Vertauschung von Mittel und Zweck offenbar ein Übel ist, das nur eben entschuldigt werden kann, weil es unvermeidlich sich einschleicht, so kommt es doch auch vor, daſs die gleiche Verschiebung sogar zum Prinzip erhoben und als das eigentlich Richtige verkündigt wird. Noch nicht gar lange ist es her, daſs man den wahren Inhalt der Philologie darin sah, durch Vergleichung von Handschriften und durch Emendation gesäuberte Texte herzustellen. Diese Ansicht ist nun freilich überwunden; aber an einem anderen, viel allgemeineren Schaden krankt das wissenschaftliche Leben unserer Zeit. Das ist der Irrtum der Universitätslehrer, daſs sie nicht angestellt seien um ihre Zuhörer auf einen bestimmten Beruf vorzubereiten, sondern um die „reine Wissenschaft" zu pflegen. Eine einfache Besinnung auf die Geschichte lehrt, daſs die Universitäten gegründet worden sind, um Geistliche, Richter und Aerzte zu bilden; so sehr also die Wissenschaft an sich selbst frei und durch keine praktische Aufgabe bestimmt ist, so ist sie doch als Gegenstand des Universitätsunterrichtes Mittel, nicht Zweck. Wer dies Verhältnis verschmäht, handelt, so viel Schönes er sonst leisten mag, doch im Grunde nicht einsichtiger als der Beamte, dem die Thätigkeit des Verwaltens zum selbständigen Inhalte des Lebens wird. Und an schlimmen Wirkungen fehlt es auch hier nicht. Die Repetitorien, zu denen so viele unserer jungen Juristen ihre Zuflucht nehmen, das steigende Verlangen einer

gewissen kirchlichen Richtung, daſs die Heranbildung des theologischen Nachwuchses den Fakultäten abgenommen und konfessionell gebundenen Seminarien übertragen werde, lassen erkennen, wie die Aufgabe, die im Organismus der Gesellschaft den Universitäten zugefallen ist, nicht mehr recht gelöst wird. Und indem die Gelehrten selber sich mehr und mehr dieser Aufgabe entfremden, sind sie geschäftig den Zweig abzusägen, der sie trägt.

Wunderbar wäre es, wenn von dem Fehler, den wir durch verschiedene Gebiete verfolgt haben, gerade der Lehrerstand unberührt geblieben wäre. Denn das, was den Blick einengen kann, ist für ihn besonders reichlich gegeben: tägliche und stündliche Bemühung um Dinge, die nicht durch sich selber wichtig sind, sondern um des weiter hinausliegenden Zweckes willen, dem sie dienen, die aber durch das Maſs von Kraft und Aufmerksamkeit, das ihnen gewidmet werden muſs, sich nach und nach in den Vordergrund drängen und das Ziel verdecken. Wirklich haben die Klagen über pedantischen Schulbetrieb, so weit sie überhaupt berechtigt sind, hier ihren Grund. Im besonderen der weit verbreitete Unwille gegen die Beschäftigung mit den alten Sprachen ist daraus zu erklären, daſs bei diesem Unterrichte das Ziel, Kräftigung und Klärung des Geistes, mehr im Verborgenen liegt, die Wege dahin mühsamer und verschlungener sind als bei irgend einem anderen. Wer Mathematik oder Französisch lehrt, hat es leicht sich im Bewuſstsein zu halten, wie seine Wissenschaft mit dem Leben zusammenhängt. Mag er immerhin bei der Hoffnung des Famulus sich beruhigen:

„Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunst, die man ihm übertrug,
Gewissenhaft und pünktlich auszuüben?“ —

er wird doch seinen Nutzen stiften und dabei wissen, was er nützt und wem er nützt. Für Latein und Griechisch ist es schwerer diese Frage zu beantworten; ja, es gelingt nicht einmal jedem sie

klar zu stellen oder die aufgeworfene anzuerkennen. Die Regierung selber ist Jahrzehnte hindurch bemüht gewesen, einen Zweifel an dem Werte der klassischen Bildung nicht aufkommen zu lassen. Indem sie verlangte, dafs jeder, der auch nur zur Prüfung für den Eintritt in einen höheren Beruf zugelassen werden wollte, das Gymnasium absolviert habe, ersparte sie den Lehrern der alten Sprachen die Sorge, ob sie auch mit Recht an ihrem bevorzugten Platze stünden, und ob die geprägte Münze, die sie zu einem staatlich garantierten Kurswert vertreiben durften, auch vollen Gehalt und selbständigen Tauschwert habe. Andrerseits sah sich die Unterrichtsverwaltung mehr und mehr genötigt, durch peinliche Reglements und streng eingeschärfte Vorschriften dafür zu sorgen, dafs ihre Anforderungen, denen der Zug der Zeit widerstrebte, auch durchgeführt würden. So konzentrierte sich in zunehmendem Grade die Aufmerksamkeit bei der täglichen Arbeit auf solche Dinge, die nur als Mittel etwas bedeuten: Vokabelkenntnis, grammatische Sicherheit, fehlerfreie Extemporalien. Denn diese waren es, die äufserlich dargethan und dem kontrollierenden Beamten vorgeführt werden konnten, um zu zeigen, dafs das Ziel erreicht, der Zweck des Unterrichtes verwirklicht worden sei. Das, immerhin unentbehrliche, Material zu dieser Verwirklichung waren die Schüler.

Das ist ja nun in der That jetzt anders. Die Schulreformbewegung, so unerfreulich in ihrem Verlauf und so destruktiv in ihrem nächsten Ergebnis sie gewesen ist, hat doch das Gute gebracht, dafs die Leute aus der Zuversicht eines überkommenen, ungeprüften Glaubens aufgerüttelt, und genötigt wurden die Ansprüche des philologischen Unterrichtes dadurch zu begründen, dafs sie eine Mission nachwiesen, die er innerhalb des geistigen Lebens unserer Zeit zu erfüllen habe. Den neuen Lehrplänen wird auch ein entschiedener Gegner die Anerkennung nicht versagen können, dafs sie den Grundsatz, die Schule habe dem Leben zu dienen, auch für Latein und Griechisch durchzuführen wenigstens versuchen. Da wird inhaltliches Verständnis des

Gelesenen gefordert, die Belastung der Lektüre mit grammatischen Exkursen verboten, nähere Verbindung der Prosalektüre mit der Geschichte empfohlen; die Übersetzung aus den fremden Sprachen soll so geleitet werden, dafs sie zugleich den Besitz der Muttersprache lebendiger macht. — Lauter treffliche Gedanken; aber wo stammen sie her? Nicht vom grünen Tische, sondern aus der Praxis des Unterrichtes. Wenn heute gern gesagt wird, die Lehrer müfsten sich in den Geist der neuen Lehrpläne hineindenken, so haben die Verfasser der Lehrpläne, sehr mit Recht, das Gegenteil gethan und sich in den Geist der Lehrer zu versetzen gesucht. Denkende Männer hat es unter diesen zu allen Zeiten doch nicht ganz wenige gegeben. Was in deren Thätigkeit, den erstarrenden Wirkungen des Reglements und der Routine zum Trotz, Gutes und Lebenskräftiges erwachsen war, hat die Regierung sich angeeignet, um es durch Zusammenstellung und Vorschrift fürs Allgemeine nutzbar zu machen.

Aber, wie es zu gehen pflegt, das Neue wurde sogleich übertrieben. Dafs Grammatik nicht um ihrer selbst willen gelehrt wird, war festgestellt; aber nun drängte man sie gar in eine dienende Stellung zweiten Grades herab: nur als Hilfsmittel für das Verständnis der Schriftsteller solle sie angesehen und nur bis zu dem Umfang, der dafür unerläfslich sei, getrieben werden[1]). Das ist wieder falsch. Beide Teile, Lektüre und Grammatik, dienen demselben Zwecke, der tieferen und feineren Bildung des Geistes, und müssen, wenn diese erreicht werden soll, auf gleiche Stufe neben einander gestellt werden. Die „sprachlich-logische Schulung“ im besonderen, die doch auch die Lehrpläne als Aufgabe festhalten, liegt ganz überwiegend auf der grammatischen Seite und verlangt für diesen Zweig des Unterrichtes ein selbständiges Dasein. Ganz gewifs ist lateinische Syntax in der Schule nur Mittel zu einem Zweck; aber nicht blofs zum Zweck der Lektüre sondern zu dem der „geistigen Zucht“.

Übrigens würde diese Unklarheit praktisch keinen allzu grofsen Schaden gestiftet haben, wenn nicht das wohlbegründete

Streben, die Beschäftigung mit den alten Sprachen wieder lebendiger und fruchtbarer zu machen, durch äufsere Rücksichten eingeengt und von feindlichen Tendenzen durchkreuzt worden wäre. Das soll hier nicht aufs neue nachgewiesen[2]), nur das Resultat bezeichnet werden: man wünschte ein richtiges Verhältnis zwischen Mitteln und Zweck dadurch herzustellen, dafs man jenen hervorhöbe, diese ihm unterordnete; statt dessen hat man ihren Gebrauch unterdrückt und so den Zweck auch wieder vereitelt. Das Entscheidende liegt in der Verminderung der Stundenzahl; aber andere Mafsregeln wirken in demselben Sinne. *Abusus tollit usum* war der Grundsatz, nach dem der altsprachliche Unterricht umgestaltet wurde Das zusammenhängende Erlernen von Vokabeln für späteren Bedarf ist beseitigt, nur im Anschlufs an Lektüre soll ihr Besitz erworben werden: die Folge ist, dafs auf den oberen Stufen nicht glatt gelesen werden kann, weil die Vokabeln fehlen. Selbständige grammatische Erörterungen sind von Obersekunda aufwärts abgeschafft, erst neuerdings in bescheidenstem Mafse und auf Widerruf neu gestattet worden: nun drängen sie sich in die Lektürestunde ein, wenn ein verwickeltes Gedankenverhältnis, das früheren Generationen keinen Anstofs gab, *ad hoc* erklärt werden mufs. So oft ich französische oder englische Aufsätze meiner Realprimaner lese, empfinde ich es mit Schmerz und Unwillen, dafs es untersagt ist den Gymnasiasten eine entsprechende Schulung des Denkens zu gewähren. Angenommen selbst — nicht zugegeben —, dafs es unmöglich gewesen wäre den lateinischen Aufsatz in der Reifeprüfung beizubehalten, weil auf diesem Gebiete ein mangelhaftes Können auch der Lehrer gar zu häufig geworden sei: wunderbar bleibt es doch, und für den der frei von aufsen hereinkäme ganz unbegreiflich, dafs eine Leistung, die man nicht mehr von allen verlangen konnte, nun sogleich allen verboten werden mufste.

Die Lehrpläne erklären: „Innerhalb der [bezeichneten] „Grenzen ist die dem Lateinischen zugewiesene bedeutsame Auf„gabe trotz der Stundenverminderung auch fernerhin zu lösen.“

Soll das heifsen „mufs gelöst werden“ oder „kann gelöst werden“? Vermutlich das letztere. Denn gleich nachher beim Griechischen lesen wir in ähnlichem Zusammenhange: „die sichere Erreichung des Zieles erscheint verbürgt“. Es giebt angesehene Leute, die sich diesem Urteil angeschlossen haben. Direktor Ziemer in seinem neusten Jahresbericht über das Lateinische verzeichnet mit zufriedenem Lächeln die Namen solcher, die sich „von „abweisendem Pessimismus und abfälliger Kritik [der neuen Bestimmungen] „zu einer milderen Auffassung“, wie er das nennt „durchgearbeitet haben“. Und ein Mann, mit dem ich sonst gern éinen Strang ziehe, Adolf Kaegi, versteigt sich sogar zu der Hoffnung[3]: wenn nur „die Lehrer sich in die „neuen Verhältnisse finden und einleben, dann wird der grie- „chische Unterricht trotz der verminderten Stundenzahl seinen „Zweck so gut oder besser als früher erreichen.“ Ist das wirklich so? War all unser Kämpfen und Arbeiten eine Thorheit? — οὔτ᾽ ἂν δυναίμην μήτ᾽ ἐπισταίμην λέγειν.

Doch auf den Boden der Thatsachen mufs man sich ja stellen, so schmal er in diesem Fall auch ist. — An einem Orte, wo sich so etwas kaum erwarten liefs[4]), finden wir diesen anmutenden Vergleich: „Der Lehrer des Griechischen kommt sich „heutzutage oft vor wie der Spielmann im Märchen, an dessen „Geige eine Saite nach der anderen reifst und der doch immer „herrlicher, immer herzbewegender spielt oder — spielen sollte.“ Das ist, was uns übrig bleibt: gegenüber der heulende Wolf der irregeleiteten öffentlichen Meinung, die mit den Opfern von 1882 und 1892 sich nicht zufrieden giebt; in unserer Hand ein halbzerbrochenes Instrument, wer weifs wie lang es noch zusammenhält? Aber bis zum letzten Augenblick wollen wir versuchen ihm eine Melodie zu entlocken, um das Raubtier still zu machen. Und vielleicht, dafs wir aushalten, bis der Morgen wieder kommt, die Sonne aufgeht und den ganzen bösen Spuk verscheucht.

Die Aufgabe der folgenden Blätter ist in den letzten Abschnitten schon angedeutet: wie kann der grammatische Unterricht, inmitten all der Hemmungen unter denen er zur Zeit leidet, doch als selbständige Macht wirksam werden? wie lassen sich aus ihm Kräfte entwickeln, die dazu helfen den der sie erwirbt klüger und besser zu machen? Was ich nach dieser Richtung seit Jahren zu thun versucht und zugleich theoretisch erwogen habe, will ich mitteilen. Die ersten Kapitel sollen der Verständigung über einige Grundbegriffe dienen, die späteren an ein paar gröſseren Proben die Anwendung zeigen.

I.

Grammatische Terminologie.

Dies ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf.
Baccalaureus.

Scharf geprägte Kunstausdrücke gehören zu dem unentbehrlichen Handwerkszeug jeder Wissenschaft. In der Schule ist ihre Bedeutung noch gröfser, weil hier die Fähigkeit, klar zu unterscheiden und vernünftig zusammenzufassen, erst erworben werden soll; dabei kann die Beschaffenheit der Begriffe, mit denen täglich hantiert wird, viel nützen, aber auch viel schaden.

Im ganzen wird man nicht behaupten können, dafs in Deutschland und gar in Preufsen die Lehrer der Grammatik auf diesen Punkt nicht genug achten; eher könnte es scheinen, als sei die aufgewandte Sorgfalt manchmal übertrieben, gehe zu sehr ins Peinliche und Kleine. Dem Zorn gegen die Bezeichnung „*cum* inversum" wofür es „inversivum" heifsen müsse, vermag ich mich nicht anzuschliefsen. Das Verbaladjektiv ist ursprünglich kein Participium, weder ein aktives noch ein passives, sondern eben ein Adjectivum, das einen verbalen Begriff enthält, der dabei die mannigfaltigsten Beziehungen eingehen kann. Bei Euripides heifst ein Wald, der das Finden erschwert, δυσεύρετος (Bacch. 1221); χαλκόπληκτος γένυς (Soph. El. 484) ist weder „erzgeschlagen" noch „erzschlagend", sondern „das Beil mit ehernem Schlage"[4a]. Aristoteles nennt eine Stadt „mit guter Zufuhr" εὐπαρακόμιστος (Polit. VII 5). Diese Kraft freier Verwendung ist freilich im Laufe der Jahrhunderte ermattet, aber doch nicht erstorben; und man sollte sich freuen, wo

sie in der natürlichen Redeweise unverbildeter Menschen noch hervortritt. Wustmanns Schreiber, der die eingelaufenen Antworten in „abgelehnte Schreiben“ und „angenommene Schreiben“ einteilte, bewies dadurch mehr lebendigen Sprachtrieb als der gelehrte Verfasser der „Sprachdummheiten“, der sich über das falsche Passivum ereifert. So verdient auch das „*cum* inversum“ freundliche Duldung. — Kaegi's Versuch, „Bildevokal“ statt „Bindevokal“ einzuführen, empfiehlt sich durch den Sinn wie durch die Leichtigkeit der Änderung; aber es schadet auch nichts, wenn man den älteren Ausdruck festhält. Denn was darin falsch ist, liegt aufserhalb der Dinge, die dem Schüler bekannt sind. Man mufs ihm erst künstlich dafür das Auge bewaffnen, während es doch Aufgabe genug ist, dafs er auf den Gebieten, die er überblicken kann, die eigne Sehkraft gebrauchen lernt.

Wenn z. B. gelehrt wird: „die bukolische Cäsur ist keine Cäsur, sondern eine Diärese“, so heifst das umgekehrt die natürliche Aufmerksamkeit einschläfern; schon ein Tertianer kann —, und soll — den Einwand erheben: „Wenn es keine Cäsur ist warum nennt man sie so?“ — In Kaegi's Griechischer Schulgrammatik steht (§ 201, 2): „Der Bedingungssatz heifst Vordersatz, auch wenn er nachsteht; der Hauptsatz heifst Nachsatz.“ Diese Redeweise ist weit verbreitet, aber doch geradezu widersinnig; sie bringt eine sehr unnötige Unklarheit in ein Verhältnis hinein, mit dem sich der Unterricht oft beschäftigt und für das eine verständliche Benennung auch dem sachlichen Verständnis zu Hilfe kommen würde. Die Jungen sollen gerade lernen, dafs es für die innere Beziehung zwischen „bedingendem“ und „bedingtem Satze“ ganz gleichgiltig ist, in welcher Reihenfolge beide stehen. — Beliebt zu sein scheint auch die Unterscheidung eines „Ablativus modi mit *cum*“ und „ohne *cum*“. Nur der zweite darf überhaupt so heifsen Dieselbe logische Funktion wird das einemal durch die Kasusform, das andremal durch eine Präposition angedeutet; und das ist eine wesentliche Verschiedenheit, die an andrer Stelle vollends wichtig wird, bei der französischen und englischen

Deklination, denen die deutsche sich zu nähern beginnt. So lohnt es wohl der Mühe, dem späteren, eindringenderen Verständnis von vornherein den Weg offen zu halten.

Wie hier, so ist es nicht selten geboten für strenge Gewöhnung des Ausdrucks schon zu einer Zeit zu sorgen, wo die Lernenden selber den Grund dazu noch nicht verstehen. Dem Quartaner, der *se* und *eum* unterscheiden soll, erscheint es natürlich, zu sagen: „das Reflexivum bezieht sich auf das Subjekt desselben Satzes oder des Hauptsatzes“; gröfsere Perioden, in denen der übergeordnete Satz selbst wieder abhängig ist, werden zunächst nicht behandelt. Aber später, schon in der Cornel-Lektüre, wird er sie finden und in ihrer Auffassung vor einem Anstofs bewahrt bleiben, wenn er gleich anfangs angehalten worden ist, hier, wo nicht die absolute Stellung des Satzes, sondern nur sein Verhältnis zu dem abhängigen in betracht kommt, nicht vom „Hauptsatz“ zu reden sondern vom „regierenden Satz“. — Derselbe Begriff ist in Gefahr verdunkelt zu werden, wenn man etwa bei der Consecutio temporum erklärt: „hier mufs der Konjunktiv des Präsens stehen, weil ein Haupttempus vorhergeht“. Ob es vorhergeht oder nachfolgt oder auch in die Mitte eingeschoben ist, macht ja gar nichts aus; es ist das regierende Verbum und als solches für den abhängigen Satz bestimmend. Indem man die Schüler nötigt dies auszusprechen, hilft man ihnen das Wesentliche und Innerliche aufzufassen anstatt des Äufseren und Zufälligen.

Bisher handelte es sich nur um kleine Ungenauigkeiten; schlimmer ist es, wenn dem Lernenden ein Ausdruck zugemutet wird, der verschiedene Bedeutungen umfassen soll. In Ellendt-Seyfferts Grammatik stand Jahre lang und steht in der 36. Auflage noch heute ein Paragraph (289), der den Namen „logisches Subjekt“ in doppeltem Sinne gebraucht. Einmal soll es das Subjekt des regierenden Verbums sein im Unterschied von dem des abhängigen Satzes, dem „grammatischen Subjekt“; dann aber heifst es: „Das logische Subjekt, auf welches sich das pronom.

„reflex. in innerlich abhängigen Nebensätzen bezieht, kann auch „dem regierenden Satze als solches nur vorschweben, braucht „also nicht in dem regierenden Satze auch das grammatische „Subjekt zu sein.“ Also wäre es doch das Gewöhnliche, dafs das logische Subjekt zugleich grammatisches Subjekt ist? fragt der Leser; wozu dann der wunderliche Name? — Wirklich ist von dessen beiden Anwendungen nur die zweite berechtigt. In einem Satze, wie ihn Ellendt-Seyffert als Muster giebt *(Romani legatos miserunt, qui a Prusia rege peterent, ne inimicissimum suum secum haberet)*, hat es kaum irgendwelchen Sinn, zu sagen, *suum* beziehe sich auf das logische, *secum* auf das grammatische Subjekt; beide beziehen sich auf ein grammatisches Subjekt, *secum* auf das desselben [nicht „des abhängigen“! denn von *secum haberet* hängt er nicht ab], *suum* auf das des regierenden Satzes. Dagegen wenn Cicero schreibt (ad Brut. I 18): *Rogatus sum a matre tua, ut venirem ad se,* so bezieht sich das Reflexivum auf eine Person, die nicht im Subjektskasus steht, aber doch als thätig und wirkend gedacht wird; nur in solchem Falle mag man ein „logisches Subjekt“ dem grammatischen gegenüberstellen. Bei der neuerlichen Verkürzung der Ellendt-Seyffert'schen Grammatik hat es sich unglücklich getroffen (§ 243), dafs die richtige Anwendung des Ausdruckes fortgefallen, die falsche geblieben ist.

Was heifst „prädikativ“? Darüber sind nicht nur die Meinungen geteilt, sondern in einem und demselben Buche finden sich oft mehrere Bedeutungen neben einander; so in der „Lateinischen Satzlehre“ von Karl Reinhardt (1896), die doch mit dem Anspruch auftritt, besonders wohl durchdacht und auf das wesentliche Ziel, Bildung und Schärfung des Verstandes, gerichtet zu sein. Der Terminus „prädikativ“ erleidet hier vier verschiedene Anwendungen:

1. Prädikativer Genitiv *(Est hoc Gallicae consuetudinis)* § 57; prädikativer Ablativ *(Agesilaus erat humili statura)* § 94; prädikativer Dativ *(Postquam divitiae honori esse coepere, pauper-*

tas probro haberi coepit) § 44. — Diese Fälle sind unter sich immerhin äufserlich gleichartig: an der Stelle, wo ein Prädikatsnomen stehen könnte *(consuetudo, humilis, honestae)*, steht irgend ein Kasus eines Substantivs.

2. Prädikativer Dativ bei *licere*, der im § 46 so genannt und in § 119 durch ein Beispiel belegt wird: *Licere illis per se incolumibus ex hibernis discedere.* Das Beispiel ist, zumal es als einziges dienen soll, nicht gut gewählt; ich setze dafür das bekannte *Licuit esse otioso Themistocli* (Tusc. I 15, 33). Hier steht nicht der Dativ eines Substantivs als Prädikat, wie vorher *honori*, sondern das gewöhnliche Prädikatsadjektiv ist durch Attraktion in den Dativ geraten.

3. Prädikatives Participium (§ 142) in Verbindungen wie: *Carmine currentes ille tenebat aquas*, oder *Persuadent finitimis, uti eodem usi consilio una proficiscantur.* Hier kann man allenfalls sagen, das Participium lasse sich in einen Satz verwandeln, in dem es als Prädikat erscheinen würde.

4. Nomina, welche, ohne der Form nach Prädikat zu sein, doch der Sache nach den Teil des Satzes ausmachen, durch den etwas ausgesagt wird. Dies können Substantiva sein. *(C. Iunius Bubulcus aedem Salutis, quam consul voverat, censor locaverat, dictator dedicavit)* § 140, oder Adjectiva *(Milites qui primi in murum ascenderant)* § 15. 141, oder Participia *(Plato scribens est mortuus)* § 142.

Was will nun diese ganze Mannigfaltigkeit? Ein Ausdruck soll doch etwas ausdrücken, ein Terminus soll determinieren; aber hier fliefst alles in einander. Dabei ist es reiner Zufall, dafs Reinhardt uns nicht noch eine fünfte Art beschert hat, den einen der Accusative bei *nominare, habere, se praestare.* Diesen nennt er (§ 13. 25) „Prädikatsaccusativ", schwerlich doch in dem Gedanken, dafs er von anderer grammatischer Art sei als der Dativ in *Themistocli licebat esse otioso.* Beide Kasus sind Prädikate zu einem Objekt: der eine (mit hinzugefügtem *esse*) zum Dativ-, der andere zum Accusativ-Objekt.

Soll also der eine „prädikativ“ heifsen, so hat der andre denselben Anspruch.

Für uns kann es keinem Zweifel unterliegen, dafs von all den verschiedenen Anwendungen nur die vierte berechtigt ist. Für den possessiven (oder partitiven?) Genetiv, den Ablativus qualitatis, den Dativ der Wirkung (1) ist es unwesentlich und trägt zu ihrer grammatischen Bedeutung nichts bei, dafs sie nicht selten mit *esse* verbunden werden und so die Stelle des Prädikates im Satze einnehmen. Dafs man Participia wie *currentes* und *usi* (3) durch Verwandlung in einen Satz zu Prädikaten machen kann, ist auch nichts Charakteristisches; denn das ist bei jedem Attribut möglich: statt *magnam urbem* kann ich sagen *quae magna erat*. Von besonderer Art und deshalb einer besonderen Benennung wert sind nur die Fälle, in denen erst durch solche Umformung für unser deutsches Sprachgefühl der rechte Sinn herauskommt (4): Junius Bubulcus war Dictator als er den Tempel weihte, Plato war beim Schreiben als er starb; bekränzt wurden die Soldaten, die beim Ersteigen der Mauer die ersten gewesen waren. Nun wird auch deutlich, warum wir vorher bei *licet* (2) Reinhardts Beispiel zurückwiesen. *Incolumibus* steht wirklich prädikativ, aber nicht als Dativ sondern an sich; das Verhältnis würde dasselbe bleiben, wenn der Gedanke unabhängig würde: „sie sollten unverletzt bleiben, wenn sie das Lager verliefsen“ (Bell. Gall. V 41).

Unsere Betrachtungen haben wohl gezeigt, wie noch manches geschehen kann um die altüberlieferten Kunstausdrücke der Grammatik recht zu verwerten. Unterdessen mufs man vorsichtig sein neue einzuführen. Unsere Zeit leidet ja überhaupt an dem ungestümen Eifer zu neuer Gesetzgebung; *vetustas cessit ratio vicit* lautet die Parole auf politischem wie auf pädagogischem Gebiete. Richtiger wäre es, das, was historisch geworden ist, festzuhalten und organisch weiter zu bilden. Auch in der Schule und im Unterricht sollte man so verfahren. Ein Unternehmen

wie Franz Kerns Deutsche Satzlehre mit allem, was er zu ihrer Begründung und Empfehlung geschrieben hat, ist schon dadurch bedenklich, dafs es so zu sagen eine Umwertung aller Werte verlangt. Im Einzelnen seiner Durchführung zeigt es, wie ein System, das ein noch so gescheiter Mann erdacht hat, doch dem praktischen Bedürfnis weniger entspricht als die Begriffe, in denen sich die geistige Arbeit von Jahrhunderten niedergeschlagen, wenn auch nicht überall völlig abgeklärt hat.

Damit soll natürlich nicht jeder Neuerung die Thür verschlossen sein. Gerade bei Kern zuerst habe ich eine Formel angetroffen, die allmählich auch fürs Lateinische und Griechische Eingang findet und wirklich eine bequeme Handhabe bietet, um Dinge zusammenzufassen, die sonst unübersichtlich auseinanderfallen. Das ist die Scheidung von „afficiertem“ und „efficiertem Objekt“. Wenn ich sage, „einen Fehler begehen, ein Gebet sprechen“ oder „einen Fehler tadeln, das Gebet verachten“, so ist offenbar der Accusativ ganz verschieden verwandt. In den Worten der Aphrodite (E 361) Λίην ἄχθομαι ἕλκος ὅ με βροτὸς οὔτασεν ἀνήρ bezeichnet με den der afficiert, ὅ das was efficiert wird. Die Bedeutung beider Ausdrücke leuchtet von selbst ein; und man soll nur versuchen, die bunte Fülle griechischer Objekts-Accusative von diesem Gesichtspunkte aus zu ordnen, so wird man finden, dafs es viel besser gelingt, als mit Hilfe des sonst üblichen Gegensatzes von äufserem und innerem Objekt.

Eine bescheidene Änderung, nur die Herüberziehung eines anderswo geläufigen Namens, möchte ich für das Kapitel der deutschen Moduslehre vorschlagen. Mit der Erklärung und Einübung dessen, was im Lateinischen und Griechischen „Potentialis“ und „Irrealis“ heifst, giebt es in der Schule viele Mühe. Der Wunsch, möglichst fehlerfreie Extemporalien zu bekommen, hat dazu geführt, dafs man ein *si dicas, erres* mit „dürftest du irren“ übersetzt. Nun wissen die Jungen: wo es „dürfte“ lautet, ist der Potentialis gemeint; „würde“ deutet auf den Irrealis hin. Aber die lebendige Sprache weifs nichts von solcher Spaltung. Allein

schon die Schwierigkeit, die es den Schülern macht, den Unterschied im Lateinischen zu begreifen, hätte daran erinnern sollen, dafs er eben in unserer Sprache nicht besteht. Hier fallen beide Modi zusammen; das Hilfsverbum „würde“ zeigt nur an, dafs die Aussage bedingt ist, nicht, in welchem Sinne sie es ist. Diese wichtige Thatsache wird leichter erkannt und festgehalten, wenn ihr auch ein einheitlicher Name entspricht. Und dazu bietet sich „Condicionalis“, eine Rückübertragung des französischen *conditionnel*, von selber dar: „Modus der Bedingtheit“. Auf diesem Wege ergiebt sich fürs Deutsche noch ein weiterer Vorteil. Auch ein mäfsiger Obertertianer weifs, dafs er nicht schreiben darf *si j'aurais;* in Sekunda lernt er, dafs der Optativ mit ἄν im Bedingungssatze keinen Platz hat. Mit Berufung darauf mufs es gelingen, den unleidlichen Mifsbrauch des deutschen „würde“ im bedingenden Satze („wenn du gehorchen würdest, so wäre es dein eigner Vorteil“) zu überwinden. Bereitwillig sehen die Schüler ein, dafs es schimpflich ist, einen Fehler, den sie im Französischen und Griechischen zu vermeiden wissen, im Deutschen zu machen.

In der Formenlehre hat Waldeck[5]) mit seinem „Wortstock“ einen glücklichen Griff gethan. Nun bleibt das Gewissen des Philologen ungestört, der aus der historischen Grammatik weifs was ein „Stamm“ ist, und doch hat man im Unterrichte das praktisch abgegrenzt, was der Knabe als Feststehendes empfindet: *horto-* ist der Stamm, *hort-* der Wortstock. Die neue Bezeichnung ist aus dem Unterricht hervorgegangen und gewifs mündlich oft gebraucht worden, ehe sie zum ersten Male gedruckt wurde. Anders eine Erfindung, die neuerdings Boden zu gewinnen scheint, die Differenzierung von „Herübersetzen“ und „Hinübersetzen“. In der Klasse kommt man mit dem einfachen „Uebersetzen“ aus, weil der Zusammenhang von selbst ergiebt, was gemeint sei; nur die moderne pädagogische Litteratur mit ihrer unheimlichen Betriebsamkeit hat das Bedürfnis nach einer neugeprägten Scheidemünze entstehen lassen. Betont man eigentlich

„Her-übersetzen“ oder „herüber-setzen“? Ich habe das Wort immer nur gedruckt gelesen. Auf dem Papier ist es entstanden, und es riecht nach der Lampe.

Das gilt nun in viel höherem Grade von einer grofsen Gruppe neuer Kunstausdrücke, mit denen eine andre krankhafte Neigung der Zeit uns beschenkt hat, den verdeutschten Terminis. Die Tendenzen des Deutschen Sprachvereins im ganzen zu kritisieren ist hier nicht der Ort[6]). Dafs die Schule ihnen noch nicht in dem Mafse anheimgefallen ist wie andre Gebiete des Lebens, ist leicht zu begreifen. Denn die Männer, die hier wirken, sind eher als Post- und Eisenbahnbeamte, wie es scheint auch besser als die Juristen, in der Lage das historische Recht in der Sprache zu verstehen und die Grenzen zu erkennen, innerhalb deren eine Befreiung von dem Einflufs fremder Nationen überhaupt möglich ist. Wenn man „Kasus“ durch „Fall“, „Flexion“ durch „Biegung“, „Participium“ durch „Mittelform“ ersetzt, so bleibt man genau so abhängig von den Griechen wie man vorher gewesen ist. Denn sie sind es, die durch Beobachtung und Sichtung der sprachlichen Formen und durch tiefes Nachdenken Begriffe wie πτῶσις κλίνειν μετοχή geschaffen haben. Jedes Geschlecht der Menschen hat seine eigne Aufgabe, die es nur lösen kann indem es das von früheren Geleistete übernimmt; die Wissenschaft würde nie weiter kommen, wenn sie immer wieder von vorn anfangen müfste. So ist es für die heutige Sprachwissenschaft ein unschätzbarer Gewinn, dafs ihr eine von den griechischen und noch feiner von den indischen Grammatikern ausgebildete Terminologie zu Gebote steht. Indem wir nun diese dankbar benutzen, ist es ehrlich, durch Einsetzung deutscher Namen so zu thun als hätten wir alles selber gemacht? Ist denn der Name mehr als die Sache?

Das nicht, erwidert man, aber die Schüler verstünden die deutschen Ausdrücke so viel besser. — Ja, was man so Verstehen heifst! Bei der Lektüre halten wir darauf, dafs sie sich

nicht mit dem Wortsinn begnügen, sondern erst dann glauben sollen den Text verstanden zu haben, wenn Gedanke und Zusammenhang erfaſst sind. Und nun wollen wir uns selbst und ihnen einreden, sie verstünden Bezeichnungen wie „Fall, Biegung, Aussageweise“? von denen doch nicht einmal der Wortsinn ihnen klar wird, sondern nur Silben und Laute das Gefühl einer gewissen Vertrautheit erwecken. Alle grammatischen Termini gehen darauf zurück, daſs sprachliche Erscheinungen zusammengefaſst und benannt wurden, die das natürliche Bewuſstsein der redenden Menschen überall nicht berührten. Wenige waren leicht zu finden und sind nun wieder leicht zu verstehen; so Tempus und Numerus, Aktiv und Passiv. Aber ernstes Besinnen und erfinderische Kraft gehörten dazu, um die Thatsachen zuerst zu entdecken, die wir jetzt mit Namen wie Modus (ἔγκλισις), Konjunktiv (ὑποτακτική), Adverb (ἐπίρρημα), Transitivum (μεταβατικόν) kurzer Hand registrieren. Und da wollen wir unreife Knaben nötigen, daſs sie die Arbeit des Abstrahierens, die in solchen Ausdrücken steckt, in ihren Köpfen wiederholen? Seien wir doch lieber froh, daſs ein Schatz von Benennungen auf uns gekommen ist, die uns diese Mühe ersparen, weil sie ebenso unmittelbar angeeignet und bequem gebraucht werden können wie die Wörter unsrer eignen Sprache. Den Begriff „Satz“ lassen wir auch unerklärt; warum das Wort „Wort“ heiſst, wissen wir selbst nicht: das stört niemanden. Weshalb muſs für Nomen und Verbum [7]) ein Name gesucht werden, der zugleich eine gedrängte Beschreibung der Sache enthält?

Eine sehr gedrängte Beschreibung, die nun wieder, wenn sie irgendwie wirksam werden soll, erläutert werden muſs. Wie viele Sextaner, meint man, werden etwas davon haben, daſs ihnen die Erwägungen erzählt werden, auf denen die Ausdrücke „Mittelform“ und „Vorstellungsform“ beruhen? Wenn man ihnen aber nichts davon sagt, so bleiben die deutschen Wörter ebenso unverstanden wie früher die fremden. Welches von beiden ist das Schlimmere? „Konjunktiv“ bedarf in den Anfängen des Lernens keiner Erklärung; es ist eine Benennung für sich und wird

dadurch allmählich begriffen, dafs man die Sache kennen lernt. „Verbum“ ist, was konjugiert, „Nomen“, was dekliniert werden kann: damit kommt man in der Schule Jahre lang aus. Aber ein deutscher Kunstausdruck zerlegt sich auch für das jugendliche Bewufstsein in bekannte Bestandteile der Muttersprache; und so mufs er entweder zu der Frage führen: „woher die Bedeutung?“ oder er wird zur Gedankenlosigkeit verführen. Diese schlimme Wirkung wird oft auch da eintreten, wo sich die Frage allenfalls beantworten läfst. Dafs „Vater“ ein Dingwort, „liegen“ ein Thätigkeitswort sein soll, „Schönheit“ kein Eigenschaftswort, erscheint willkürlich. Jeder Mann weifs, dafs es nicht anders sein kann, weil immer nur ein einzelner Zug in dem Wesen einer Sache, und nicht immer der wichtigste, durch ihren Namen angedeutet wird. Der Knabe aber, dem sich diese reifere Anschauung nicht so leicht mitteilt, mufs, wenn er ein von seinem Standpunkt aus ganz berechtigtes Bedenken äufsert, zum Schweigen verwiesen werden: so schläfert man seine Gedanken ein, anstatt sie aufzuwecken. Ja, es kommt vor, dafs er durch den deutschen Wortlaut geradezu irre geleitet wird. Unter den Bezeichnungen der griechischen Grammatiker war ἀντωνυμία eine der am wenigsten gelungenen. Wenn ein heutiger Tertianer dafür „Pronomen“ sagt, so denkt er sich bei den Silben des Wortes nichts und braucht sich nichts zu denken. Wenn er aber „Fürwort“ sagt, so denkt er sich entweder auch nichts — wie kann man dann behaupten, der deutsche Name habe den Vorzug verständlich zu sein? — oder er bildet sich dieselbe mangelhafte und äufserliche Vorstellung, über die in diesem Falle die Griechen nicht hinausgekommen waren.

Die schädlichen Folgen der Verdeutschung zeigen sich besonders deutlich an einem geläufigen Begriff, der auf diesem Wege in Gefahr ist für die Schule überhaupt verdorben zu werden: „Komparation“ soll „Steigerung“ heifsen (so auch in den „Lehrplänen“ S. 29), „Komparativ“ die „höhere Stufe“. Das ist dem Worte wie der Sache nach gleich falsch. *Comparare* ist

„vergleichen“, der „Komparativ“ bedeutet nicht eine höhere, sondern eine relativ hohe Stufe. Dafs „öfter“ nicht so viel ist als „oft“, „älterer Herr“ der Höflichkeit mehr entspricht als „alter Herr“, dafs einer zu den „Besseren“ in seiner Klasse gehören kann ohne doch ein „guter“ Schüler zu sein: das begreifen die Jungen, wenn man sie darauf hinweist, sehr leicht. So mag es etwa in Sekunda gelingen den Irrtum auszurotten; aber wozu sollen wir ihn erst künstlich pflanzen? — Überhaupt steckt in den alten Terminis, wenn man einmal innehält, um die schon gewohnt gewordenen zu betrachten, viel schätzbarer Stoff zum Denken. Was „reflexiv“ ist, habe ich schon in Quinta dadurch erklärt gefunden, dafs der Lehrer beim Aussprechen des Subjektes auf seine Brust deutete, beim Prädikatsverbum den Arm vorstreckte, beim Objekt ihn wieder zurückbog, wobei sich leicht für die Schüler eine unmittelbare Anschauung befestigte und der fremde Ausdruck ihnen lebendiger wurde als das blutlose „rückbezüglich“. *Oratio obliqua* ist ein treffliches Wort, Verstand und Sinnlichkeit aufs beste verschmolzen in dem Bilde der perspektivischen Ansicht von einer Landschaft oder einem Gebäude, worin die Verhältnisse verschoben sind, die Lage der Teile minder klar erscheint als im Plan und im Aufrifs. So werden die „Enklitika“ dem, der sie schon ein paar Jahre kennt, erst recht deutlich, wenn er nun einmal aufgefordert wird das Wort zu übersetzen, wo er denn leicht entdeckt, dafs es dieselbe Erscheinung im Lateinischen und im Deutschen giebt.

In diesem Beispiel könnte man allerdings, ohne das Bild zu zerstören, „angelehnte Wörter“ sagen; aber es ist besser, die Erklärung erst zu bringen, nachdem die Sache selber vertraut geworden ist. Und dann, wie umständlich und langweilig ist die Umschreibung! Daran aber leiden — und das sei unser letzter Einwand — gar viele der für die Schule empfohlenen Verdeutschungen[8]). Wilhelm Deecke hat eine ganze Lateinische Schulgrammatik (1893) dem Versuch gewidmet, nur deutsch zu reden. Da ist aus dem Part. praes. act. ein „Mittelwort der Gegenwart

der Thätigkeitsart", aus dem Acc. c. inf. ein „Wenfall mit Dingform" geworden. Eine Regel (§ 391) schreibe ich ganz her, zur Probe und als Rätsel: „Bei Verwandlung eines Satzes in den „unabhängigen Woherfall fällt Bindewort und Bindezeitwort aus, „der Satzgegenstand tritt in den Woherfall, ebenso das Aussage-„nennwort; die bestimmte Form des Zeitworts aber wird in das „entsprechende Mittelwort verwandelt, das in Geschlecht, Fall „und Zahl sich nach dem Satzgegenstand richtet." Es ist, als wenn man aus den Fliegenden Blättern vorlesen hört. —

„Βάλλε βάλλε βάλλε βάλλε,
„παῖε πᾶς τὸν μιαρόν!"

Das kann mich nicht hindern zum Schlufs auch von solchen Fällen zu reden, in denen die Übersetzung eines Terminus technicus wirklichen Vorteil gewährt und deshalb zu empfehlen ist. Eigentlich sollte es sich von selbst verstehen: wo es möglich ist einen deutschen Ausdruck aus Elementen zu bilden, die zum Gebrauche bequem und so weit bekannt sind, dafs sie das Verständnis der Sache erleichtern, da wird man das Fremdwort aufgeben. Besonders gern wird man dies thun, wenn der Gang des Unterrichtes es ohnehin mit sich bringt, dafs die Schüler sich einen neuen Begriff durch eigne Überlegung erarbeiten. Das kommt auf den untersten Stufen nicht leicht vor, weil es ungesund wäre die Kleinen schon über ihr Denken reflektieren zu lassen, aber z. B. in Obertertia bei Durchnahme der Cäsuren. Dieser Ausdruck selber ist nicht zu entbehren; denn ein „Einschnitt im Verse" ist ja auch die Diäresis. Aber nun läfst man durch Ausprobieren finden, dafs es zwei Arten von Cäsuren giebt, männliche und weibliche; so ergeben sich die genaueren Bestimmungen „weibliche Cäsur im dritten Fufse, männliche im dritten, vierten u. s. w." von selbst, Worte bei denen sich der Schüler nicht nur überhaupt etwas, sondern ohne weiteres das Richtige denkt, ohne mit ἑφθημιμερής, κατὰ τρίτον τροχαῖον u. dgl. Verstand und Zunge zu quälen. — „Kondizionalsatz" ist schlechter als der entsprechende deutsche Name, dessen wir schon (S. 10) gedacht haben; denn

es bleibt unklar, welcher der beiden verbundenen Sätze bezeichnet werden soll. Wer sich, mit uns (S. 16), des Französischen erinnert, wird den „bedingten Satz" verstehen wollen, während in der Regel der „bedingende" gemeint ist. So ziehen wir diesmal die deutsche Benennung vor, und begnügen uns von kondizionalen oder hypothetischen „Perioden" zu sprechen, wo nun wieder die Doppeldeutigkeit der fremden Adjectiva Gewinn bringt, indem sie der Zusammenfassung dient. Die praktische Rücksicht giebt überall den Ausschlag.

II.

Induktion und Deduktion.

O imitatores, servum pecus!
Horaz.

Mit dem Beispiel der Cäsuren haben wir ein Kapitel gestreift, das heute zu den beliebtesten gehört, das von der „induktiven Methode“. Sie erscheint wie eine Zauberrute, mit der man wunderbare Verwandlung bewirken, verborgene Schätze hervorlocken könne. Worin sie aber eigentlich besteht, darüber sind, so scheint es, noch nicht alle einig. Ich habe Leute gekannt, die es schon für „induktiv“ hielten, wenn sie, anstatt die Paragraphen der Grammatik Seite für Seite durchzunehmen — also im Griechischen erst die ganze Laut- und Accentlehre, dann die drei Deklinationen mit allen Abweichungen und Ausnahmen, dann Adjectiva, Pronomina, Zahlwörter, zuletzt das Verbum — wenn sie statt dessen den Stoff so auswählten, dafs der Unterricht vom Leichteren zum Schwereren fortschritt, auch Abwechselung brachte, recht bald ein paar Formen vom Verbum, mit denen sich Sätze bilden liefsen, überhaupt ein jedes wo möglich an der Stelle, wo es gleich weiter verwertet werden konnte. Auf diese Art werden die Knaben nach und nach in die fremde Sprache eingeführt, und „einführen“ heifst wirklich *inducere.*

Ob jemand hierdurch die beschriebene Anwendung des Wortes „induktiv“ rechtfertigen will, weifs ich nicht; vielleicht beruht sie überhaupt mehr auf Gedankenlosigkeit als auf bestimmten Erwägungen. Wer die anstellt, wird doch wohl

zugeben, dafs der Begriff in der Schule kein andrer sein kann als von jeher in der Logik. Die Forschungsmethode der induktiven Wissenschaften besteht darin, dafs man Einzelthatsachen sammelt und beobachtet, dann durch Vergleichung allgemeine Ansichten gewinnt, zuletzt, wenn es gelingt, durch Prüfung die Gesetze entdeckt, die den Erscheinungen zu Grunde liegen und denen sich diese nun wieder unterordnen lassen. Wie nützlich es ist die Lehrmethode ähnlich einzurichten, liegt auf der Hand: jede selbsterworbene Erkenntnis interessiert mehr und haftet fester als die fertig mitgeteilte. So ist man auch im Sprachunterrichte mehr und mehr dahin gelangt, manche Dinge, die sonst als Teile des Systems vorgeführt wurden, unerwähnt zu lassen, bis Beispiele davon im Zusammenhang der Lektüre vorkommen und im Anschlufs daran besprochen werden.

„Im Anschlufs an die Lektüre", das ist nun das Schlagwort. Doch wenn diese das gewünschte Beobachtungsmaterial nicht bietet? In den „zusammenhängenden" Stücken der Übungsbücher mag ja der Verfasser die nötigen Beispiele verstecken wie die sorgliche Mutter die Ostereier im Grase. Aber nachher. Ist es gestattet die Erfahrungen, die ein Schriftsteller den jungen Lesern bringt, zu ergänzen und eine grammatische Regel in der Weise bekannt zu machen, dafs man frei gewählte lateinische oder griechische Sätze, in denen sie vorkommt, der Klasse mitbringt und aus ihnen das Gemeinsame und Gesetzmäfsige herausfinden läfst? Und darf ein solches Verfahren noch „induktiv" genannt werden? — Es ist beschämend, dafs eine solche Frage aufgeworfen werden kann; und doch sind nicht blofs mir[9]) angesehene Schulmänner vorgekommen, die sie auch noch verneinten: „induktive Methode" bedeute „Anlehnung an die Lektüre". Bis zu dem Grade ist es möglich das Äufserliche und Zufällige dem Wesentlichen vorzuziehen. Die amtlichen „Lehrpläne" können in diesem Falle nicht unmittelbar verantwortlich gemacht werden; denn sie sagen, wo von der Behandlung grammatischer Regeln die Rede ist (S. 23), ausdrücklich nur, dafs die Mustersätze, von

denen dabei ausgegangen wird, „möglichst aus der Lektüre entnommen“ sein sollen. Das, was man daraus gemacht hat, ist nicht anders, als wenn einem Physiker zugemutet würde sich mit den Beobachtungen zu begnügen, die von selbst kommen, und bei Leibe kein Experiment anzustellen.

Ein Seitenblick auf das Gebiet, in dem die induktive Methode recht eigentlich zu hause ist, kann noch in andrer Beziehung nützlich werden. In den exakten Wissenschaften weifs jeder, dafs es schwer — wo nicht unmöglich — ist, einen vollständigen Induktionsbeweis zu erbringen, und dafs es der gröfsten Vorsicht bedarf, um die Fehler zu verhüten, die aus der Beschränktheit des Materials notwendig entstehen. In der Schule aber und in der Grammatik heifst es, nachdem drei, vier, meinetwegen zehn Beispiele zusammengebracht sind: „ihr seht also, dafs immer . . .“ Vielmehr müfste der Lehrer stets daran erinnern, dafs ein Beweis von ihm nicht geführt sei und nicht geführt werden könne, dafs aber fleifsige und gelehrte Männer das grofse Gebiet der römischen oder der griechischen Litteratur durchgearbeitet und das wirklich festgestellt hätten, was man hier nur in ein paar Proben gesehen habe. Das ist ja unbequem; aber ein solcher Zusatz mufs gemacht werden. Sonst verbreitet sich vom Unterricht aus statt des Segens einer induktiven Denkart nur der Trieb zu vorschneller Verallgemeinerung, der ohnedem nicht selten ist, dessen Typus jener Engländer bildet, der mit der Ueberzeugung nach hause reiste dafs es in Heidelberg immer regne, weil er es zweimal so gefunden hatte.

Mit dem allen sind die Fehler noch nicht erschöpft, die in dem frischen Eifer für induktive Lehrweise ihren Ursprung haben; gefährlich ist auch die Ueberschätzung und Uebertreibung des an sich Richtigen. Der Weg vom Besonderen zum Allgemeinen, von den Thatsachen zum Gesetz ist doch nicht der einzige, auf dem neue Erkenntnis gewonnen wird; auch der umgekehrte hat sein Recht. Nur darauf kommt es für den Unterricht an, das Neue, wenn irgend möglich, nicht fertig zu überliefern, sondern

die Schüler selbst es finden zu lassen. Wie das am besten gemacht werde, darüber entscheidet in jedem einzelnen Fall die Natur des Gegenstandes. Heutzutage sprechen viele[10]) so, als sei das Verfahren der „Ableitung“ (Deduktion) ein für allemal minderwertig, weil es weniger Denkarbeit erfordere.

So ist man dazu gekommen, selbst Kasusformen und Personalendungen induktiv zu behandeln. Auf welche Art werden wohl die Gedanken der Knaben lebhafter beschäftigt und kräftiger zu eigner Thätigkeit veranlaſst: wenn man sie an zehn Beispielen die Endungen des Genetivs, Dativs, Accusativs kennen lernen und festhalten läſst, oder wenn man ihnen das System auf einmal giebt, und zeigt wie sie aus den Endungen und dem Stamm oder dem Wortstock die richtigen Formen selber bilden können? In den ersten Wochen der Beschäftigung mit einer fremden Sprache herrscht brennender Eifer recht viel Neues zu lernen, eine Art Heiſshunger den Stoff zu verschlingen. Diesem natürlichen Verlangen soll der Lehrer entgegenkommen, es nutzbar machen, nicht die Jungen mit einer Methode langweilen, die da am Platze ist, wo man einen schon bekannten Stoff überblickt, um in ihm das Gesetzmässige zu entdecken. Auch später in der Syntax giebt es Fälle genug, in denen es zugleich einfacher und lehrreicher ist, aus Begriff und Wesen der Sache das Richtige abzuleiten, als es durch Beobachtung zu finden. Bei κρύπτειν wie bei νομίζειν erscheint ein doppelter Accusativ. Verwandelt man beide Verba ins Passiv, so zeigt sich der Unterschied ihrer Konstruktion; und den wird auch ein Sekundaner, sobald man ihn zum Nachdenken darüber auffordert, im voraus als notwendig erkennen. Man raubt ihm die Genugthuung, einen logischen Schluſs durch den Erfolg bestätigt zu sehen, wenn man erst Beispiele bringt, aus denen umständlich abstrahiert wird, was durch eine entschlossene Überlegung gewonnen werden konnte. — Beim Übersetzen ins Lateinische bereitet die Consecutio temporum nach dem Infinitiv Schwierigkeiten, die nur von dem überwunden werden

können, der den inneren Grund des richtigen Gebrauches durchschaut. Und das gelingt wieder am besten durch ruhiges Besinnen. Vier Verbindungen sind denkbar: das Verbum finitum wie der Infinitiv kann in einem Haupt- oder einem Nebentempus stehen. Stimmen beide in dieser Beziehung überein, so ist über die Wahl der Form in dem konjunktivischen Nebensatze, den der Infinitiv mitbringt, kein Zweifel: *nego me scire, cur nullas ad me litteras det; negabam me scivisse, cur nullas daret*[11]). Aber wenn regierendes Verbum und Infinitiv auf verschiedenen Zeitstufen stehen? Die äufserliche Regel, die fürs erste ausreicht, ist sehr einfach: den Ausschlag giebt allemal das Nebentempus. Doch woher kommt das? Diese Frage lasse ich immer erst aufwerfen, nachdem sich die Praxis einigermafsen befestigt hat. Dann suchen wir uns den Sinn des zusammengesetzten Gedankens deutlich zu machen. Wenn ich veranlafst werde, statt *negabam me scire* einen einfachen, ob auch etwas weniger genauen Ausdruck zu setzen, so kann dieser unmöglich *nescio* lauten, sondern nur *nesciebam;* vollends der Satz *nego me scivisse* ist nur eine Umschreibung für das schlichte Präteritum. So verstehen die Schüler, warum in beiden Fällen auch im konjunktivischen Satze ein Tempus der Vergangenheit stehen mufs: *cur nullas litteras daret.* Ich meine, dieser Weg führt schneller und sicherer zum Ziele und trägt obendrein zur Durchleuchtung der Gedanken mehr bei, als wenn man dieselben Verhältnisse aus Beispielen allmählich kennen lehrt.

Oft sind bei einem Gegenstande Induktion und Deduktion in der Weise verbunden, dafs man erst von beobachteten Thatsachen aus die höhere Stufe eines allgemeinen Gesetzes erreicht, dann umgekehrt von dem Gesetze aus zu neuen Anwendungen herabsteigt. Ein klassisches Beispiel solcher doppelten Bewegung ist das zweite Kapitel von Lessings „Laokoon“. Aber den Schülern bietet sich Gelegenheit, gerade im Sprachunterricht, diese Kunst selber zu üben. Die Bedeutung der Verbalsubstan-

tiva auf -σις, auf -της ist in ein paar Fällen verstanden und mit Hilfe des Lehrers als Regel befestigt worden; nun kann jedes weitere Beispiel, sofern der Verbalstamm darin bekannt ist, durch einen leichten deduktiven Schlufs übersetzt werden. Dafs die Verba auf -όω faktitive Bedeutung haben („zu etwas machen“), merkt der Lernende bald; wenn jetzt γυμνόω δουλόω χρυσόω zum ersten Male vorkommen, ist ihr Sinn ohne weiteres klar. Die Doppelnatur der Verbaladjectiva[12]) lasse ich jedes Jahr durch Induktion finden: δυνατός „fähig“ und „möglich“, ἄκλαυτος „nicht weinend“ (δ 494) und „unbeweint“, *flebilis* „weinerlich“ und „beweinenswert“, *ignotus* „unkundig“ und „unbekannt“. Je vertrauter diese Vorstellung nach und nach den Schülern wird, desto weniger nehmen sie an einzelnen ungewohnten Vorkommnissen Anstofs, sondern beherrschen sie im voraus. Dafs *sui profusus* bei Sallust (Catil. 5, 4) aktivisch, *ex occulto iaculantibus incauti offerebantur* bei Tacitus (Histor. III 23) passivisch gedacht ist, ergiebt sich unmittelbar durch Anwendung des allgemeinen Gesetzes; ebenso das Zusammentreffen beider Bedeutungen in ἀδάκρυτος καὶ ἀπήμων A 415, der aktive Sinn in μῦθος ἀπήμων M 80, ἄπρηκτον νέεσθαι Ξ 221, wieder der passivische in der Verbindung bei Herodot (VI 44): βορῆς ἄνεμος μέγας τε καὶ ἄπορος. Lauter Beispiele für das Ineinandergreifen der beiden Methoden.

In bescheidenstem Mafse lassen sich ähnliche Denkoperationen schon auf einer ganz frühen Stufe des Unterrichtes vornehmen. Noch erinnere ich mich, wie wir als Sextaner durch einen alten Lehrer auf den Sinn der Endung *-osus* aufmerksam gemacht wurden und damit ein Mittel hatten, das Aufsuchen mancher Vokabel zu sparen. Überhaupt bietet die Bedeutungslehre mit ihrer Fülle von Einzelheiten, in denen doch allenthalben bestimmte und durchgehende Typen erkennbar sind, das geeignetste Feld, um in jener doppelten Richtung — erst induktiv, dann deduktiv — Gedanken zu entwickeln und so eine der Grundformen des wissenschaftlichen Denkens dem jugendlichen Geiste geläufig zu machen. Aber auch anderwärts fehlt es nicht an Anlässen dazu.

Jahre lang habe ich in Obersekunda die griechische Moduslehre in der Weise durchgenommen, dafs wir zuerst die Bedeutung der verschiedenen Modi in selbständigen Sätzen durch Beispiele und durch Vergleichung kennen lernten, dann kehrt machten und nach einander den Optativ, den Optativ mit ἄν, den Konjunktiv u. s. w. in das Verhältnis der grammatischen Abhängigkeit eintreten liefsen. So gewannen wir das Verständnis der Modi in Nebensätzen durch Ableitung.

Erst Induktion, dann Deduktion: so wird es in der Regel gehen. Unmöglich ist auch das Gegenteil nicht. Von *persuadere* ist ein Imperfectum nicht denkbar: *suadebam* kann man sagen, nicht *persuadebam;* denn der Zusatz *per-* („bis zu Ende, mit Erfolg“) schliefst den Ausdruck des Unvollendeten, des Nochdabeiseins aus. Den Schülern will dies anfangs schwer ein. Zu der Schlufsfolgerung kann man sie ja zwingen; aber sie trauen — wohl nicht das letzte Mal in ihrem Leben — der eignen Vernunft nicht, halten sich an die äufsere Möglichkeit die Form zu bilden. Eine Erinnerung an den Komparativ von Wörtern wie „tot, halb“ bringt den Zweifel einstweilen zur Ruhe. Sind sie reifer geworden, so führt man sie darauf hin, dafs dieselbe Thatsache, die sie hier anerkennen mufsten, an anderen Stellen und von einer andern Seite her längst bekannt ist. Die Erscheinung der defektiven Verba, und weiter die Vermischung mehrerer synonymen Stämme zu einem Paradigma, beruht eben darauf, dafs manche Stämme ihrer Bedeutung nach für gewisse Zeitstufen nicht geeignet waren. Für die Verba des Sehens hat dies Georg Curtius (Grdz. [5] 101) sehr hübsch erläutert: ὄψομαι heifst „ich werde die Augen öffnen“, ἰδεῖν „erkennen, finden“; ὁρᾶν, verwandt mit οὖρος („Wächter“), ὤρα („Sorge, Beachtung“), deutsch „wahrnehmen“, ist das hütende, sorgliche Sehen. Danach versteht man, dafs es zu ἰδεῖν kein Präsens, zu ὁρᾶν keinen Aorist geben konnte. Wenn wir bei anderen Verben die entsprechende Rechtfertigung nicht zu liefern vermögen, so liegt das an unsrer mangelnden Kenntnis der ursprünglichen und eigentlichen Bedeutung der einzelnen Stämme;

das Prinzip der Erklärung wird davon nicht berührt. Dies weifs nun auch ein Primaner recht wohl zu würdigen. Und jetzt mag er selber mehr Beispiele sammeln: *ferre,* λέγειν, ἐσθίειν, Verwandtes bei der Komparation. So lernt er auf induktivem Wege eine Ansicht bestätigen, die er durch Deduktion gefunden hatte.

Practica est multiplex. Wer vollends versuchen will den Gang des Unterrichtes so zu lenken, dafs der Zusammenhang des Wissens, das er begründet, so viel als möglich dem Zusammenhang und den inneren Verhältnissen der Dinge entspricht, auf die sich das Wissen bezieht, der sieht sich vor eine unendliche Aufgabe gestellt. Bequemer und beruhigender ist es, wenn einer sagen kann: bei uns wird — seit 1. 4. 1892 — nach der induktiven Methode unterrichtet.

III.

Analyse und Synthese.

Der konzentrische Angriff ist
immer der erfolgreichere.
v. Clausewitz.

Noch ein anderes Paar von Gegensätzen, das sich mit dem soeben besprochenen vielfach berührt, stellenweise deckt, wird von der pädagogischen Weisheit unsrer Zeit ungerecht behandelt.

Die Censurformulare, die auf dem Gymnasium in Flensburg etwa 20 Jahre lang in Gebrauch waren, enthielten bei jeder der fremden Sprachen einen doppelten Vordruck, für die Leistungen in Komposition und in Exposition. Das Verständnis für diese Ausdrücke war bei den Schülern und ihren Angehörigen nicht eben grofs. Praktisch hatte man sich dahin zurechtgefunden, dafs der erste so viel bedeute wie „Grammatik und schriftliche Arbeiten", der andere „Lektüre". Doch nun war durch die neuen Lehrpläne — hier ganz ohne ihre Schuld — Verwirrung entstanden, weil sie auch Übersetzungen aus der fremden Sprache forderten, also schriftliche Arbeiten die dem Gebiete der Lektüre angehören. Sollte man die nun zur Exposition oder zur Komposition rechnen? Die Einteilung erschien wenig zweckmäfsig, sie stand aufserdem in Norddeutschland wohl ganz vereinzelt: so lag der Wunsch nahe sie zu beseitigen.

Bei meinem Eintritt war ich zunächst sehr geneigt sie in Schutz zu nehmen. Die lateinischen Worte sind Übersetzung der griechischen ἀνάλυσις und σύνθεσις; diese aber bezeichnen

wirklich die beiden Seiten, die jede ins Innere dringende Sprachbetrachtung gleichmäfsig pflegen mufs. Man kann die Sprache entweder ansehen als eine „Gesamtheit zu deutender Erscheinungen“ oder als eine „Gesamtheit anzuwendender Mittel“: so hat v. d. Gabelentz das Verhältnis kurz und treffend ausgesprochen [13]). Das einemal liegt die Sprache, in ihrem lebendigen Gebrauch wie in den Werken ihrer Litteratur, fertig vor; es gilt, sie zu verstehen, die Gedanken aufzufinden die dahinter stecken. Im anderen Falle wird von den Gedanken ausgegangen, die in irgend welcher andren Gestalt vorhanden sind, und gefragt, wie die bestimmte Sprache, mit der man gerade beschäftigt ist, sie ausgedrückt habe oder ausdrücken würde. Wie sich in dem gewöhnlichen Betriebe des fremdsprachlichen Unterrichtes die beiden Thätigkeiten ungefähr verteilen, ist auf den ersten Blick deutlich. Übrigens sind sie nicht auf dessen Gebiet beschränkt. Wenn der Lehrer des Deutschen in Prima in vertieftem Sinne die gleiche Aufgabe hat wie der in der Volkschule, lesen zu lehren und schreiben zu lehren, so übt er mit dem einen Analyse, mit dem andern Synthese; nur dafs diese hier viel schwerer ist als bei der Übertragung eines deutschen Textes ins Lateinische oder Französische. Denn es handelt sich darum, Gedanken zu fassen, die überhaupt noch nicht sprachlich gebunden sind sondern mehr oder minder undeutlich dem Geiste vorschweben, wo denn das Ringen nach sprachlicher Form zugleich ein Mittel wird den Stoff zu bewältigen.

Je mehr man der Sache nachdenkt, desto mehr sieht man, wie fruchtbar der Gegensatz ist. Aber freilich, um als Schema einen stetigen Anhalt für die Beurteilung von Schülerleistungen zu bieten, dafür ist er zu fein, zu innerlich. So haben wir ihn in unsren Censuren wirklich aufgegeben. Auch als Grundlage für die äufsere Einteilung des Unterrichtes oder der Bücher, die ihm dienen, ist er nicht recht geeignet. K. W. Krüger unterschied in seiner Syntax diese beiden Hauptabteilungen, Analysis und Synthesis; aber die Art, wie das praktisch durchgeführt ist,

spricht nicht sehr für den Gedanken. Immerhin zeigt der gemachte Versuch einen Blick in das Wesen der Sache; und der Verstorbene erhebt sich damit hoch über den Standpunkt der Heutigen, die da meinen, weil die Leistung selbständiger Komposition in den alten Sprachen durch den Lehrplan nicht mehr gefordert werde, so sei nun für synthetische Behandlung der Grammatik überall kein Platz. „Nach [unseren] Grundsätzen „ist es ausgeschlossen", schreibt Dettweiler[14]), „dafs grammatischer „Unterricht anders erteilt werde, als indem man ausgeht von der „Spracherscheinung und aus dieser durch Vergleich mit dem „Deutschen den Schüler das Gesetz ableiten läfst." — Wie man so völlig recht zu haben meint! Auch die Werke der Litteratur kann doch nur verstehen, wer ihre Sprache versteht; dahin aber wird der niemals gelangen, der sie immer blofs von der einen Seite her betrachtet. Vielmehr soll das Bewufstsein, dafs es hier zwei Pole giebt, auf Schritt und Tritt den Unterricht begleiten, so dafs dem Lehrer für jeden einzelnen Fall die Bewegung frei bleibt sich hierhin oder dorthin zu wenden. Dabei wird er ebenso gern einmal in der Erklärung eines Textes synthetisch wie in der Grammatik-Stunde analytisch verfahren.

---

1. Dafs ich meinerseits dies letztere nicht ausschliefsen will, bedarf hoffentlich keiner Versicherung. Es giebt Fälle genug, in denen es gar keinen Zweck hat die Schüler zum Nachdenken über den grammatisch richtigen Ausdruck anzuhalten, weil man schliefslich doch nichts weiter thun könnte als ihnen das Gesetz nennen nach dem er zu bilden ist, während derselbe Ausdruck, von der Seite der fremden Sprache her betrachtet, Anlafs zu eindringender Erklärung giebt. Z. B. der Gebrauch des Konjunktivs in Relativsätzen, besonders da, wo er mit dem Indikativ wechselt. Man sagt *quod sciam*, aber *quantum scio*; *sunt qui credant* mufs es heifsen, aber *multi sunt qui credunt* ist möglich. Wenn man für dergleichen im voraus Regeln geben

wollte, so würde der Eindruck des Willkürlichen und Überflüssigen entstehen; treten aber die lateinischen Sätze zur Vergleichung nebeneinander, so liegt der Wunsch nahe den Unterschied zu rechtfertigen. Ein indikativisches *quod scio* würde nur den Zusatz bringen „und das weiſs ich"; erst der Konjunktiv enthält eine innere Beziehung zu dem umgebenden Satze, hier im Sinne der Beschränkung: eben dieser Begriff liegt bei *quantum* im Worte selbst, braucht also nicht durch den Modus angedeutet zu werden[15]. Mit *sunt qui* behauptet einer: „es giebt Leute von der Art, daſs sie . . ."; wer *multi* oder *pauci sunt qui credunt* schreibt, setzt das Vorhandensein dieser Gruppe als bekannt voraus und sagt von ihr aus, ob sie zahlreich sei oder nicht. Dasselbe Verhältnis besteht zwiscnen *accidit ut* und *bene accidit quod:* durch das eine wird erzählt, daſs etwas geschieht, bei dem andern wird die Thatsache als gegeben angenommen und über sie ein Urteil gefällt. Dergleichen selber zu entdecken macht dem Schüler Freude, und er wird dann auch den Wunsch haben sich in die lateinische Vorstellung hineinzudenken; vom Deutschen aus, wo beide Satzformen zusammenfallen, könnte er gar kein Bedürfnis empfinden sie zu unterscheiden. Dasselbe gilt für die verschiedenen Konstruktionen von *cum,* für Perfekt und Plusquamperfekt bei *postquam,* für den im Lateinischen so wichtigen, dem Deutschen wie dem Englischen und Französischen nahezu fremden Unterschied von Relativsatz und indirektem Fragesatz: überall wäre es verkehrt vom Deutschen her den richtigen fremden Ausdruck suchen zu lassen, weil der deutsche Gedanke einfach erscheint und nicht vermuten läſst, daſs es etwas Besonderes zu suchen giebt.

2. In der Behandlung der Bedingungsätze herrschte lange und besteht wohl noch hier und da der Gebrauch, daſs man erst die an sich denkbaren Fälle aufstellt und dann fragt, welche Formen dafür die Sprache geschaffen habe. Wie verkehrt dieses Verfahren ist, werden wir später noch näher sehen; aber für einen besonderen und gerade etwas verwickelten Fall ist der Weg

vom Gedanken zum Ausdruck wirklich der richtige. Das Beispiel *Dic, quidnam facturus fueris, si eo tempore censor fuisses,* steht bei Livius (IX 33, 7), ganz so wie wir es brauchen. Ich gehe hier aber nicht vom Lateinischen aus, sondern lasse den Satz aus dem Deutschen übersetzen; erst unabhängig: *quid fecisses?* dann in Gestalt einer abhängigen Frage: „sage, was du gethan haben würdest“. So entsteht eine Schwierigkeit, die den Schülern sofort fühlbar wird: ein Konjunktiv soll noch einmal in den Konjunktiv gebracht werden. Wie ich als junger Offizier in Mainz diente, hatten wir da einen nicht sehr geistreichen Herrn von der Linie, dem die Kameraden einmal weis machen wollten, ein Assistenzarzt, der von dort in ein Garderegiment versetzt war, müsse nun doppelte Litzen an seinen Kragen bekommen. Diese Kasino-Erinnerung hat mir schon manches Mal geholfen, wenn es galt, einem etwas langsamer begreifenden Sekundaner das Verlangen nach dem doppelten Konjunktiv deutlich zu machen. Und nun suchen wir es zu befriedigen. Eine einfache Überlegung lehrt: wenn es gelänge für *fecisses* eine gleichwertige indikativische Form zu finden, so würde sich an dieser das Verhältnis des abhängigen Satzes, durch Verwandlung in den Konjunktiv, ohne Mühe bezeichnen lassen. „Was würdest du gethan haben, wenn . . . .“, von da ist nicht weit zu der Wendung: „was warest du willens zu thun für den Fall, dafs . . . .?“ Und nun ist *facturus fuisti* fertig und kann nach Belieben in konjunktivische wie in infinitivische Abhängigkeit gebracht werden.

Vide quam sim antiquorum hominum! Selbst *-urum fuisse* und *-urus fuerit* sollen der Verdammnis entrissen werden. Wer sich daran ärgert, findet doch andere Beispiele, dafs das Bedürfnis nach dem treffenden Ausdruck für verschiedene grammatische Verhältnisse manchmal vom Deutschen her gegeben ist oder durch rasches Besinnen geweckt werden kann; so bei der Konstruktion der Städtenamen, wo jeder Quartaner mit den Fragen Wo? Woher? Wohin? bei der Hand ist, oder bei der Übertragung des mehrdeutigen Wortes „müssen“. Gelegentlich

wird man den Schülern mit Vorbedacht einen deutschen Satz geben, bei dessen Übersetzung sie zunächst einen Fehler machen; der wird dann mit eigenem Nachdenken erkannt und wird so zum Anlafs, die Begriffe zu klären und nun die entsprechende lateinische Fassung selber zu finden. „Nach der Meinung der römischen Optimaten war Gaius Gracchus ein böser Mann, nach meiner Ansicht war er einer der besten Bürger." *Putabant esse* und *puto fuisse* sind nicht ohne weiteres klar; man kann zu hören bekommen: *Romani putabant Gracchum nefarium hominem fuisse, ego puto eum optimum civem esse.* Nun wird gemeinsam geprüft, das Falsche aufgespürt, der Doppelsinn in den Worten „nach der Meinung . . . . war" gründlich erkannt. Und damit ist nicht nur für die lateinische Grammatik etwas gewonnen, sondern zugleich ein Beitrag geliefert zu der höchst schätzbaren, ja notwendigen Gewöhnung, bei der Auffassung dessen, was über vergangene Ereignisse ausgesagt wird, den Standpunkt des Berichterstatters oder Beurteilers scharf zu beachten.

3. Ein ähnlicher Nutzen wird da erwachsen, wo sich bei der Lektüre Gelegenheit bietet synthetisch zu verfahren. Goethe sagt einmal: „Das eigentlich Unverständige sonst verständiger „Menschen ist, dafs sie nicht zurecht zu legen wissen, was ein „anderer sagt, aber nicht gerade trifft, wie er's hätte sagen „sollen." Wer dem zustimmt, wird anerkennen müssen, dafs es für das gegenseitige Verständnis innerhalb der menschlichen Gesellschaft ein Gewinn ist, wenn in den einzelnen die Fähigkeit und Neigung entwickelt wird, bei Auffassung fremder Gedanken vor allem zu fragen, was gemeint war, und sich hieran auch da zu halten, wo die zu Gebote stehenden sprachlichen Mittel nicht ausgereicht haben, um den Sinn vollkommen und restlos auszudrücken. Vor anderen ist es, bei allem anschaulichen Reichtum seiner Sprache, Homer, der weniger sagt als er denkt; Abstraktionen, logische Beziehungen empfindet er oft, ohne sie in Worte fassen zu können. Seinen Zuhörern ging es ebenso; der moderne Leser aber, der sich die Gedanken des Alten in den Formen

einer überreifen Sprache lebendig machen soll, mufs manchen Ansatz nun selbständig weiter führen, schlummernde Keime zur Entwickelung bringen, wenn er nicht mit dem Verständnis hinter dem zurückbleiben will, was der Dichter wirklich gemeint hat.

Als Helena (in δ) die beiden Gäste bei ihrem Gemahl erblickt, erkennt sie sogleich den Sohn des Odysseus (141. 143):

οὐ γάρ πώ τινα φημὶ ἐοικότα ὧδε ἰδέσθαι, ...
ὡς ὅδ' Ὀδυσσῆος μεγαλήτορος υἷι ἔοικεν.

„Noch keinen so ähnlichen“ — das verstehen wir gar nicht. Sie will sagen: „noch nie solche Ähnlichkeit“; aber das abstrakte Substantivum fehlte, und so wurde der Begriff an die Person angelehnt und adjektivisch gebildet. — Zeus warnt (A 545 ff.) seine Gemahlin, sie solle nicht hoffen alle seine Pläne zu erfahren: χαλεποί τοι ἔσοντ' ἀλόχῳ περ ἐούσῃ. Das heifst nicht „sie werden dir beschwerlich sein“, wie August Dühr es plattdeutsch[16]) giebt: „Du würdst d't nich all dragen känen“; sondern: „es (das Erfahren) wird schwierig sein“. Der Gang der Erklärung ist hier doch naturgemäfs dieser: erst den Gedanken erfafst der zu grunde zu liegen scheint, dazu genommen dann Homers Neigung, ein Wort, das zur Beschreibung einer Thätigkeit oder eines Vorganges dienen sollte, vielmehr auf eine Sache oder Person zu beziehen[17]); so ergiebt sich als Schlufs eben der Ausdruck, den wir vor uns haben. — Wie Homer mit der indirekten Rede Mühe hat, weil es dabei nötig ist immer im Bewufstsein zu halten, dafs man die Gedanken eines anderen wiedergiebt, weifs ein Primaner schon aus der Odyssee. Nun liest er den Bericht des Odysseus über die von Achill empfangene Antwort (I 684 ff.):

καὶ δ' ἂν τοῖς ἄλλοισιν ἔφη παραμυθήσασθαι
οἴκαδ' ἀποπλείειν, ἐπεὶ οὐκέτι δήετε τέκμωρ
Ἰλίου αἰπεινῆς· μάλα γάρ ἑθεν εὐρύοπα Ζεὺς
χεῖρα ἑὴν ὑπερέσχε, τεθαρσήκασι δὲ λαοί.
ὣς ἔφατ(ο) κτλ.

Die indikativischen ὑπερέσχε, τεθαρσήκασι, noch mehr die zweite Person in δήετε machen den Eindruck, als eigne sich Odysseus

dieses Urteil des Peliden an; dafs er das nicht thut, wird klar, wenn man die Stelle (417 ff.) aufschlägt deren Inhalt hier wiederholt werden soll, und der noch ungefügen Syntax gedenkt in der Homer sich bewegt. „Ihr würdet finden, ... Zeus habe gehalten“: das meinte der Dichter. Ob wir die Schüler in solchem Falle frei oder wörtlich übersetzen lassen, ist eine Frage für sich; denken jedenfalls müssen sie die Rede in abhängiger Form.

Von Homer weitab steht Cicero. Dafs dieser nicht immer ganz das gesagt bekomme, was er sagen wollte, wird man kaum behaupten; aber den Weg vom Gedanken zum Ausdruck dem Autor nachzugehen ist auch bei ihm oft nützlich, sei es, dafs dabei fürs Übersetzen etwas gewonnen wird, oder dafs eine syntaktische Besonderheit, die den Schüler stören mufste, so ihre Erklärung findet. Wendungen wie Tuscul. I 22, 52 *praeceptum Apollinis quo monet ut se quisque noscat*, oder Cat. Mai. 20, 73 *Solonis est elogium, quo se negat velle suam mortem dolore amicorum vacare* wörtlich nachzubilden wäre schwerfällig. Der Leser weifs aus seinen eignen stilistischen Übungen und wohl auch Fehlern, dafs es im Lateinischen nicht gestattet ist einen Infinitiv oder einen dafs-Satz unmittelbar von einem Substantiv abhängig zu machen, während wir das im Deutschen können. Indem er diese Kenntnis auf das einfache Gedankenverhältnis, das Cicero hier ausdrücken wollte, anwendet, kommt er zu richtigem Deutsch: „Apollos Regel, jeder solle sich selbst erkennen; ein Ausspruch von Solon, dafs er nicht wünsche u. s. w.“ — Woher stammt das Plusquamperfekt bei *postquam* in dem Satze der Divinatio in Caec. 21, 69: *Cuius consuetudinis patres nostros non paenitebat tum, cum P. Africanus, posteaquam bis consul et censor fuerat, L. Cottam in iudicium vocabat?* Das kann man nur erkennen, wenn man sich klar macht, was Cicero hier will. Nicht erzählen, sondern einen Zustand schildern; und weiter, zwei Zustände der Zeit nach vergleichen: einmal die Situation, die durch Scipio's Anklage gegeben war, und dann die, dafs der Kläger Konsul und Censor gewesen war. So mufs das Zuständliche auf beiden Seiten

zum Ausdruck kommen: *accusabat* — *fuerat*[18]). — Zuweilen steht in einem konsekutiven Satze, was an sich nicht möglich ist (vgl. S. 46), doch das Tempus der Vorzeitigkeit; z. B. de orat. I 7, 26: *multa divinitus a tribus illis consularibus Cotta deplorata et commemorata narrabat, ut nihil incidisset postea civitati mali, quod non impendere illi tanto ante vidissent.* Wie würde das, was Cotta erzählte, selbständig lauten? *Multa commemorata sunt, ut nihil inciderit quod non viderint.* Wird dieser Satz nun abhängig von *narrabat*, so mufs der Konjunktiv des Haupttempus natürlich in den eines historischen verwandelt werden: *incidisset, vidissent.* Ähnlich und doch wieder anders ad fam. XVI 12, 6: *adhuc neminem videram, qui te postea vidisset quam M. Volusius, a quo tuas litteras accepi.* Wird der konsekutivische Relativsatz zum Hauptsatz erhoben, so heifst es: *nemo eorum, quos adhuc videram, te viderat.* Und daraus ergiebt sich, dafs auch bei konjunktivischer Unterordnung des Gedankens das Tempus der Vorvergangenheit stehen mufs: *qui te postea vidisset,* eigentlich „der dich später gesehen gehabt hätte."

Dafs man einen etwas schwierigen Satz zunächst selbständig macht, um ihn klarer zu durchschauen, dann in grammatische Abhängigkeit bringt und sieht, wie er nun werden mufs, ist beim Übersetzen aus dem Deutschen ein geläufiges Hilfsmittel. Wo es bei der Interpretation eines fremden Textes angewandt wird, da haben wir eben den Fall, dafs der Leser sich auf den Standpunkt des den Ausdruck erst bildenden Autors stellt, also synthetisch vorgeht. Denselben Umweg verlangt im Grunde jede psychologische Erklärung eines Anakoluths: was dachte der Sprechende? welche Richtung des Ausdruckes schlug er ein? wodurch und wohin wurde er abgelenkt? Ein Umweg bleibt solches Verfahren in der Lektüre immerhin, den man ohne Not nicht gehen wird. Dafs im übrigen die Deutung von Gedanken, die in fremder Sprache gegeben sind, überwiegend ein Werk der analytischen Behandlung ist, liegt in der Natur der Sache.

Fast alle bisher besprochenen Beispiele gehören den höheren Stufen des Unterrichtes an, auf denen überall erst Lektüre und Grammatik einigermafsen selbständig auseinandertreten. Wie steht es in den unteren Klassen? Dafs gerade dort die Methode, von der fremden Spracherscheinung auszugehen, gegenwärtig viel übertrieben wird, haben wir im vorigen Kapitel in bezug auf die Anfänge der Formenlehre gesehen; mit der Syntax ist es nicht anders. Gewifs hat Lessing recht, wenn er im elften der Litteraturbriefe darüber klagt, dafs die Menschen „von Natur weit begieriger" sind „das Wie als das Warum zu wissen"; aber diese natürliche Art soll man bei Kindern nicht stören. Hier ist immer der Weg der beste, der am schnellsten und einfachsten zur Aneignuug des Stoffes führt. Sich des Gelernten bewufst zu werden, es zu vergleichen, zu erklären empfinden die Kleinen gar keinen Trieb; es ist ungesund die Reflexion in ihnen zu wecken, durch die obendrein bei aller Mühe ein wirkliches Verstehen doch nicht erreicht wird. So scheint es jetzt Mode zu werden den Acc. c. inf. analytisch zu behandeln, indem man damit anfängt die auffallende Satzform mit Hilfe ähnlicher Wendungen des Deutschen zu erklären. An der Spitze steht bei Dettweiler[19]) der Satz „sie hörten die Feinde kommen", der deutsch und lateinisch an die Tafel geschrieben werden soll. Also *audiebant hostes venientes?* denn *venire* würde bedeuten: „sie erfuhren dafs die Feinde kämen". Der Quintaner ist für diesen Unterschied noch nicht reif; der Lehrer aber soll daran denken und Beispiele vermeiden, die bei dem, der sich daran gewöhnt, für spätere Zeiten die Unterscheidungsfähigkeit abstumpfen. Nun bieten „heifsen" und „lassen" *(iubere, sinere)* reinlicheres Material. Aber von einem Satze wie *dux milites iussit fortes esse,* wo der Accusativ deutliches Objekt zu einem transitiven Verbum ist, bis zu der Konstruktion all der Begriffe des Sagens und Denkens, bei denen derselbe Kasus nur als Subjekt zum Infinitiv empfunden wird, ist ein weiter Weg. Die Sprache hat hier, wie so oft, eine an einzelnen Stellen natürlich erwachsene Form durch fortwuchernde Analogie auf ein weites

Gebiet ausgedehnt, eine psychologische Entwickelung, zu der Generationen, vielleicht Jahrhunderte nötig waren; da will man mit zehnjährigen Jungen in wenigen Stunden hinterherspringen?

Fangen wir einmal vom entgegengesetzten Ende an! Viele dafs-Sätze werden durch den Acc. c. inf. übersetzt. Beispiel: „Der Feldherr hörte, dafs die Stadt von den Feinden erobert worden sei.“ (Nun hat der Schüler das Wort.) Den Acc. c. inf. bilde ich so:

1. ich streiche das „dafs“ und das Komma weg;
2. ich mache den nackten Satz unabhängig: „die Stadt ist erobert worden“;
3. ich setze das Subjekt in den Accusativ: *urbem;*
4. ich setze das Verbum finitum in den Infinitiv: *expugnatam -am -um esse;*
5. ich gleiche das Prädikatsnomen dem Subjekt an: *expugnatam.*

Also heifst das Gerippe des A. c. i.: *urbem expugnatam esse;* also heifst das ganze Satzgefüge: *Imperator urbem ab hostibus expugnatam esse audivit.*

Zuerst werden nach Zählen die Griffe gemacht, wie auf dem Kasernenhofe, bald in schnellerem Tempo. Die kleinen Kerls sind mit Feuer dabei und erwerben rasch die Herrschaft über die Form des neuen Satzes, lernen ihn vom Deutschen her bilden und nun auch aus dem Lateinischen übersetzen. Das Fremdartige der Erscheinung dient nur dazu ihr Interesse zu steigern. In Quarta giebt es die Regeln darüber, in welchen Fällen der Acc. c. inf. anzuwenden ist; und in Obertertia oder lieber in Sekunda mag man gelegentlich die Schüler sich besinnen heifsen, ob sie nicht ähnliche Verbindungen im Deutschen kennen. Da erleben sie etwas wie eine Entdeckung. Der Unterschied zwischen geistiger und unmittelbar sinnlicher Wahrnehmung *(video te errare, video te errantem)* verwirrt sie jetzt nicht mehr, weil sie ihn begreifen; und Beispiele von Formübertragung sind ihnen — hoffentlich — schon soweit vertraut geworden, dafs sie

auch dabei mit dem Verständnis folgen können. So verwandelt sich eine bisher äufserliche Kenntnis in inneren Besitz, der Zusammenhang eines seltsamen Gebildes wird plötzlich durchleuchtet. Die historische und psychologische Erklärung[20]), an der rechten Stelle nachgebracht, wirkt ebenso heilsam, wie sie am Anfang schädlich gewesen wäre.

Ganz so beim Ablativus absolutus[21]). Entstanden ist auch er durch sogenannte falsche Analogie, von denjenigen Fällen aus, wo ein mit einem Particip verbundenes Nomen im Ablativ in den Satz eingefügt war als Ausdruck irgend einer adverbiellen Bestimmung, sei es der Ursache oder des Mittels, der Zeit oder der Art und Weise. In die Schulgrammatik ist diese Auffassung zuerst, meines Wissens, von Lattmann[22]) und Müller eingeführt worden, denen ich zum Teil die nachfolgenden Beispiele entlehne:

Nihil potest evenire nisi causa antecedente („aus vorhergehender Ursache").

Phalange disiecta gladiis destrictis in hostes impetum fecerunt („mit gezückten Schwertern", Caes. Gall. I 25).

Tempore dato adiit ad regem („zu einer gegebenen Zeit"). *Ineunte vere* („im beginnenden Frühling"). Auch Ablative wie *Xerxe regnante* können wir noch als temporal nachempfinden, wenn wir etwa an den Ursprung unsrer Konjunktion „während" denken: „in währender Mahlzeit" (Schuppius), „bei währender Predigt" (C. F. Meyer).

Abdito intra vestem ferro proficiscitur („mit . . . verborgener Waffe", Liv. II 11). *Clamore sublato* („mit erhobenem Geschrei").

Dafs diese bequeme Form einer zusammengedrängten Ausdrucksweise durch Nachahmung weiter wuchs und sich allmählich auch auf solche Fälle ausdehnte, in denen der grammatische Zusammenhang mit dem umgebenden Satze nicht mehr herzustellen war

(phalange disiecta im zweiten Beispiel), dafs also aus dem eingefügten Ablativ zuletzt ein losgelöster *(absolutus)* wurde: dies ist verständlich und lehrreich für den, der den Abl. absol. und ein Stück von der lateinischen Sprache schon kennt. Dem Anfänger sollte man damit nicht kommen. Von historischer Entwickelung ahnt er nichts und braucht er nichts zu ahnen. Die aneinander gereihten Übergangstufen bewirken bei ihm weiter nichts als eine dämmrige Verwischung der Grenze zwischen syntaktischen Formen, die in der reifen Sprache scharf ausgeprägt und getrennt sind, und die gerade in ihrer charakteristischen Verschiedenheit zu erfassen die erste Aufgabe des Lernenden sein mufs.

Also auch hier ein synthetisches Verfahren! wenn man doch einen gelehrten Namen für die einfache Sache will. — Adverbiale Nebensätze der Gleichzeitigkeit und Vorzeitigkeit können durch Participialkonstruktionen übersetzt werden. Wenn das Subjekt des Nebensatzes auch im Hauptsatze in irgendwelcher Form vorkommt, so nimmt man das Participium coniunctum. (Diese Konstruktion läfst sich im Deutschen nachbilden.) Wenn das Subjekt des Nebensatzes im Hauptsatz in keiner Form vorkommt, so nimmt man den Ablativus absolutus. Beispiel: „Als die Stadt von den Feinden zerstört war, flohen die Einwohner davon."

1. Ich streiche das „als" und das Komma weg;
2. ich setze das Subjekt in den Ablativ: Wer? — „die Stadt" — *urbe;*
3. ich setze das Verbum finitum ins Particip (Imperf.—Präs., Plusqpf.—Perf.), hier: *deletus;*
4. ich gleiche das Particip dem Subjekt an: *deleta.*

Also heifst das Gerippe des Abl. absol.: *urbe deleta.*

Zu unserem Grundsatze, dafs der Zusammenhang des Wissens der inneren Ordnung der Dinge entsprechen solle, scheint solches Schema allerdings nicht su stimmen. Aber wer wird auch alles auf einmal verlangen? Für den reiferen Menschen ist der Weg

des Verstehens zugleich der naturgemäfse Weg der Aneignung; Kinder lernen am besten mit dem Gedächtnis und durch Gewöhnung — nicht blofs Vokabeln und Formen, sondern auch Gedichte und Bibelsprüche und vieles andere. Je mechanischer, möchte man beinahe sagen, desto sicherer; und um so bequemer liegt nachher der Stoff zur Betrachtung und Deutung bereit, wenn — im Gange der natürlichen Entwickelung — Wunsch und Kraft des Verständnisses erwachen.

Nur erwähnt mag werden, dafs die griechische Genetiv-Konstruktion des Participiums, auf die wir in späterem Zusammenhange noch zu sprechen kommen (Kap. V.), anders anzufassen ist, schon weil dabei an den längst bekannten Ablativ des Lateinischen angeknüpft werden kann. Überhaupt sind in bezug auf den methodischen Gegensatz, der uns in diesem Kapitel beschäftigt, die beiden Sprachen sehr verschieden gestellt. Dieselben Erscheinungen, die im Lateinischen eine elementare Behandlung fordern, treffen im Griechischen den Schüler auf einer höheren Stufe des Könnens und des Interesses; daraus ergiebt sich z. B. für die Flexionslehre ein wichtiger, jetzt wohl auch allenthalben richtig gewürdigter Unterschied. Ferner ist für's Griechische die Übersetzung aus dem Deutschen seit 1882 in Prima, seit 1892 auch in Obersekunda abgeschafft. Und diesmal brachten die neuen Bestimmungen geradezu einen Gewinn, sogar einen doppelten. Einmal machten sie es möglich, für die Betrachtung des homerischen Dialektes, die bis dahin unter dem Hinarbeiten auf das Scriptum und dem Streben nach attischer Korrektheit gelitten hatte, das Auge richtig einzustellen: davon wird im fünften Kapitel noch die Rede sein. Dann aber ergab sich ungezwungen die Möglichkeit, ja die innere Nötigung, in den oberen Klassen die Syntax der einen alten Sprache so zu behandeln, dafs mit den Erscheinungen als etwas Gegebenem begonnen und durch Vergleichen ihr Verständnis gesucht wurde. In den Jahren, in denen ich seit 1892 Griechisch in Obersekunda gab, habe ich diesen Vorteil dankbar empfunden — als Ergänzung

zu dem überwiegend synthetischen Verfahren in der lateinischen Syntax, nicht als Ersatz dafür! Wunderliche Menschen, die sich von einer Einseitigkeit nicht anders frei machen können, als indem sie zu der entgegengesetzten hinübereilen. In einen schwierigen Stoff dringt man am sichersten ein, wenn man ihn von verschiedenen und wo möglich von entgegengesetzten Enden her in Angriff nimmt.

IV.

Psychologie und Logik.

Die Sprache ward Erzieherin des Geistes
der seinerseits ihr Bildner war.
v. d. Gabelentz.

Ein oft erörterter Unterschied zwischen den beiden alten Sprachen besteht darin, dafs die eigentlich straffe Zucht des Denkens zum weitaus gröfseren Teile durch das Lateinische bewirkt wird. Man ist so weit gegangen zu behaupten, die lateinische Syntax sei im Grunde nichts anderes als angewandte Logik. Und so viel ist richtig: wohin man greift, da trifft man auf Beispiele, dafs durch die Bemühung um den richtigen lateinischen Ausdruck der Verstand genötigt wird einen Gedanken schärfer zu erfassen, logische Beziehungen klarer ins Bewufstsein zu bringen, als es innerhalb des gewohnten Geleises der Muttersprache geschehen würde.

1. *Cum domum intrasset, animadvertit* — „als er eintrat, bemerkte er". Aber *Nemo erat, qui illum reum arbitraretur* [22a]), „der ihn für schuldig gehalten hätte". Die im *cum*-Satze des ersten Beispieles erzählte Handlung mufs der des Hauptsatzes vorhergehen; daher im Lateinischen das Plusquamperfekt. Umgekehrt kann eine Folge niemals früher sein als ihre Ursache (vgl. S. 39): „niemand war von der Art, dafs er glaubte". In gleicher Weise vom Deutschen abweichend, aber durch kurze Besinnung verständlich und für's eigne Denken lehrreich ist der Gebrauch des Futurs in indikativischen Nebensätzen *(Ut sementem feceris, ita metes)*, sowie im Infinitiv nach den Verben des Ver-

sprechens, Hoffens, Drohens. Hier hat man denn auch einmal Fälle, in denen mit der Erklärung zugleich die Regel gegeben oder, noch besser, die erste Durchnahme so eingerichtet werden kann, dafs durch gemeinsame ruhige Überlegung das Gesetz der lateinischen Tempuswahl von den Schülern selbst gefunden wird. — Der Unterschied zwischen Relativsatz und indirektem Fragesatz wird im Deutschen so gut wie gar nicht empfunden, ähnlich in den beiden modernen fremden Sprachen; auch im Griechischen, nicht nur bei Homer sondern noch in späterer Zeit, ist die Grenze fliefsend. Wer hier beim Übersetzen ins Lateinische das Rechte treffen will, mufs lateinisch denken lernen; und das bedeutet diesmal wirklich: er mufs ein in der Sache begründetes logisches Verhältnis scharf erkennen lernen[23]). Ellendt-Seyffert in seinen neuesten Auflagen giebt die weise Lehre (§ 227 Anm. 2): „Auf „die Unterscheidung zwischen indirekten Fragen und Relativsätzen „ist sorgfältig zu achten“; worin aber der Unterschied liege und woran man ihn entdecken könne, wird nicht gesagt. Mir hat sich die Praxis bewährt, dafs man den zweifelhaften Satz unabhängig macht und zur Probe in eine direkte Frage verwandelt; wenn der Sinn der richtige bleibt, so war es ein indirekter Fragesatz, wenn etwas Verkehrtes herauskommt, ein Relativsatz. *Ulixes cum apud procos mendicaret, facile exploravit, quae volebat, sed omnes celavit, quid vellet.* „Er gab keine Antwort auf die Frage: was will der Kerl?“ — das ist in der That gemeint; „er verschaffte sich Antwort auf die Frage: was will ich eigentlich?“ wäre Unsinn. *Nescio quod interrogatus sum, quamquam scio quid interrogatus sim,* ist ein Beispiel aus dem täglichen Leben der Schule, dergleichen sich unter Umständen besonders wirksam erweisen.

Mannigfaltige Funktionen vereinigt in sich der deutsche dafs-Satz; und auch hier ist es der Vergleich mit dem Lateinischen, der zur scharfen Trennung der Formen und damit zu tieferem Eindringen in das Wesentliche der Gedanken führt. *Miror eum venisse* und *miror quod venit* müssen doch irgendwie verschieden sein. Wer sich auf die herrschende Anwendung des Infinitiv-

satzes, dafs er einen abhängigen Gedanken bezeichnet, wie auf die Bedeutung des *quod*-Satzes besinnt, findet bald die feinere Schattierung[24]): „Ich sehe mit Erstaunen, dafs er gekommen ist", oder „Ich bin erstaunt, weil er gekommen ist". Schwieriger noch und lehrreicher, wo als dritte Form der Satz mit *ut* hinzukommt. Waldeck hat dafür ein gutes Beispiel, das ich etwas weiterbildend so verwende:

Quod victor victis parcit
Victorem victis parcere } *magnum est.*
Ut victor victis parcat

„Dafs der Sieger die Besiegten schont, ist { eine grofse Leistung."
ein grofser Gedanke."
eine grofse Forderung."

Durch die Gegenüberstellung wird anschaulich, dafs der Unterschied in der Sache gegeben ist, und wie er in beiden Sprachen empfunden und ausgedrückt wird. In der einen kann dies geschehen, durch ein Substantiv das den Inhalt des abhängigen Satzes zusammenfafst; in der andern mufs unterschieden werden, und das gelingt mit den knappsten Mitteln, durch die Form die dem abhängigen Satze gegeben wird.

2. Die zuletzt erwähnten drei Beispiele sind so eingerichtet, dafs sie möglichst in allen Stücken übereinstimmen und nur da von einander abweichen, wo die Verschiedenheit des zu grunde liegenden Gedankenverhältnisses dazu nötigt. So empfiehlt es sich überhaupt, wenn verwandte oder zur Verwechselung verführende sprachliche Erscheinungen verglichen werden sollen, die Worte auf beiden Seiten so zu wählen, dafs alle zufälligen Unterschiede vermieden werden; um so schärfer tritt dann der, auf den es ankommt, hervor. Die Wirkung des *an* in einer unvollständigen Doppelfrage ist in der direkten Redeform gerade umgekehrt wie in der abhängigen. Wie kommt das Wort zu solcher Zweideutigkeit? Der Grund mufs in irgend einem nicht ausgesprochenen, aber lebhaft vorschwebenden und die Stimmung beherrschenden Ge-

danken liegen, der dem Zusammenhange nach in den beiden Fällen entgegengesetzten Sinn hat; und diesen Gegensatz müssen wir herausarbeiten. *Vincemur; an pares ei sumus?* „(habe ich recht) oder sind wir ihm gewachsen?“ Aber: *Haud scio an pares ei simus,* d. i. „Ich weifs nicht, (ob ich unrecht habe) oder ob wir ihm gewachsen sind.“ — Eine ähnliche Vorsorge für parallelen Ausdruck ist da geboten, wo ein Fehler berichtigt werden soll, sei es durch Lehrer oder Mitschüler, oder durch den selber der ihn gemacht hat. Wer im Extemporale geschrieben hat *in commina pugna*, darf in der Verbesserung nicht *manibus consertis* einsetzen sondern nur *comminus*. Wenn der eine gesagt hat *nemo erat cui non persuasum fuisset*, so darf ein andrer, der zur Korrektur aufgerufen wird, dies nicht in *quin persuasum haberet* ändern, so richtig diese Fassung an sich wäre. Bei Herodot VII 176: τοῖσι δὲ αὖτις ὀρθώσασι [näml. τὸ τεῖχος τὸ ἀρχαῖον] ἔδοξε ταύτῃ ἀπαμύνειν ἀπὸ τῆς Ἑλλάδος τὸν βάρβαρον, erhielt ich zuerst die Übersetzung: „nachdem sie aufgerichtet hatten, schien es ihnen gut hier abzuwehren.“ Ein andrer gab, sachlich richtig: „es schien ihnen gut die Mauer wieder aufzurichten und hier abzuwehren“. Aber diese Form war nicht geeignet den Irrtum des ersten aufzuklären; das gelang, wenn wir sagten: „es schien ihnen gut, nachdem sie aufgerichtet hätten, abzuwehren“. Der Lehrer ist besonders da in Gefahr solche Rücksicht zu vergessen, wo die von einem Schüler gegebene Übersetzung, abgesehen von dem Fehler den sie enthält, auch an sich ungeschickt ist. Er soll sie zunächst, so ungeschickt wie sie sein mag, beibehalten, indem er sich begnügt den eigentlichen Fehler zu berichtigen; erst an dritter Stelle kommt seine eigne, gewandtere Fassung. Wenn diese unvermittelt neben die falsche Antwort des Schülers gestellt würde, so gäbe es keinen festen Anhalt für die Vergleichung; der wird gewonnen in einer Zwischenform, die mit der einen Seite den ungeschickt gewählten Ausdruck, mit der andern die grammatische Korrektheit gemein hat — genau so, wie man für zwei Brüche den Generalnenner sucht, um sie gegen einander abmessen zu können.

Dies ist nicht das einzige Mal, dafs eine Analogie aus der Mathematik dem grammatischen Verständnis zu Hilfe kommt. Das Schema der geometrischen Proportion wird man oft mit Erfolg anwenden, zumal in der Formenlehre, um nach Analogie schon bekannter Formen eine neue bilden zu lassen. Aber auch die Beziehungen zwischen Gedanken, womit es die Syntax zu thun hat, werden durch solche einfache Gruppierung leichter erfafst und unmittelbarer anschaulich gemacht, als wenn man sie mit Worten beschreibt. Für Zusammenfassung und Trennung nützlich erweist sich das aus der Algebra geläufige Hantieren mit Klammern. Herodot erzählt (VIII 140), wie Mardonios den König Alexandros nach Athen schickt, um durch seinen Mund eine Botschaft auszurichten, die er selber vom Grofskönig erhalten hat; hier sind also, vom Autor abgesehen, drei redende Subjekte mit ihren Gedanken in einander geschoben. Aber aller Verwirrung ist vorgebeugt, wenn wir von vornherein so ordnen: „Alexandros: { Mardonios: [Xerxes: (. . . . .)] }“. In diesem Falle werden die Vorstellungen der Schüler blofs von dem Bilde der Klammer begleitet; manchmal tritt sie in sprachlicher Form beim Übersetzen wirklich hervor. So bei Cicero pro Sulla 11, 32: *An vero clarissimum virum nemo reprehendit, qui filium suum vita privavit, ut in ceteros firmaret imperium; tu rem publicam reprehendis, quae domesticos hostes necavit?* Um das zweite Glied mit unter die Herrschaft des fragenden „oder“ zu stellen[25]), schieben wir ein zusammenfassendes und regierendes Satzglied ein: „oder steht es so, dafs . . . . .?“ Sallust fragt (Iug. 4, 7): *quis est omnium his moribus, quin divitiis et sumptibus, non probitate neque industria cum maioribus suis contendat?* Wie man dies zuletzt, nachdem das Verständnis gewonnen ist, frei übersetzen lassen will, ist eine andre Frage; zur Erklärung dient wieder die Klammer: „wen giebt es, der es nicht so machte, dafs er . . . . .?“

Bei diesem Beispiel liegt nicht in der Länge des Satzes sondern in der Häufung der Negationen die Schwierigkeit, um

deren willen ein besonderes Hilfsmittel, zur Übersicht, erwünscht war. Die alte Rechenregel „Minus mal Minus giebt Plus“ gilt nicht nur für algebraische Gröfsen; auch in der sprachlichen Logik bewährt sie sich, und mit ihr die weitere, dafs man beim Auflösen einer Klammer, die ein negatives Vorzeichen hat, die Vorzeichen der einzelnen Glieder umkehren mufs Den Mustersatz unsrer Grammatik οὐκ ἔχομεν ἀργύριον ὥστε ἀγοράζειν τὰ ἐπιτήδεια (Anab. VII 3, 5) übersetzte ein Sekundaner: „wir haben kein Geld, so dafs wir das Nötige nicht kaufen können“. Sachlich zutreffend; aber er hatte ohne Not die Klammer aufgelöst, die er nun wiederherstellen mufste: „wir haben nicht (Geld so dafs wir kaufen könnten)“. — In demselben Verhältnis wie „negativ“ und „positiv“ stehen die Begriffe „konzessiv“ und „kausal“, die deshalb auch, wo sie in den Bereich einer zusammenfassenden Negation treten, mit einander vertauscht werden. „Du sollst mich nicht zurückhalten, da ich nach der Reise verlange“: könnte Athene-Mentes α 315 zu Telemach sagen; sie fafst aber das, was der andre thun soll, mit der Begründung dafür in éinen Gedanken zusammen: „du sollst nicht (mich zurückhalten obwohl ich nach der Reise verlange)“ μή μ' ἔτι νῦν κατέρυκε λιλαιόμενόν περ ὁδοῖο. In der Klammer erscheint dasselbe Glied konzessiv, das vorher kausal war. Die Beziehung des περ ist öfter nur auf diesem Wege zu verstehen, z. B. noch ρ 12 f: ἐμὲ δ' οὔ πως ἔστιν ἅπαντας ἀνθρώπους ἀνέχεσθαι ἔχοντά περ ἄλγεα θυμῷ. Man erwartet eine Begründung des οὔ πως ἔστιν ἀνέχεσθαι; aber der konzessive Gedanke wird sofort klar, wenn man ihn mit dem Infinitiv aufs engste verbindet, d. h. die Worte von ἅπαντας bis θυμῷ in Klammern gesetzt denkt. Für die Auffassung komplizierter Verhältnisse, wie sie hier vorliegen, gewährt das feste Schema, das wir der Mathematik entlehnen, einen wertvollen Anhalt[25a]).

3. Aber so ist es nicht immer. Es giebt Formen des Gedankens, die zu einem Vergleich aus der Mathematik geradezu herausfordern und ihn dann doch nicht vertragen; dies ist jedesmal der sicherste Beweis, dafs hier eben die Herrschaft des logischen

Elementes in der Sprache aufhört und ein andres an seine Stelle tritt. Bei einer arithmetischen Formel ist es einerlei, was links und was rechts vom Gleichheitszeichen steht; man kann immer beide Seiten mit einander vertauschen. Aber wenn Odysseus in ψ die Mitteilung dessen, was er zur Versöhnung Poseidons später thun soll, aufschieben möchte und Penelope dagegen sagt: „ich könnte es ebenso gut gleich jetzt hören“ (αὐτίκα δ᾽ ἐστὶ δαήμεναι οὔ τι χέρειον, 262), so meint sie natürlich: „ich möchte es lieber jetzt gleich erfahren.“ Dabei bedient sie sich einer Dämpfung des Ausdruckes, wie sie auch bei uns, hier im Nordwesten Deutschlands, geläufig ist. — Im Lateinischen sind beliebte Ausdrücke der Gleichheit *non magis* und *non minus,* jeder für sich genommen ungenau nach mathematischen Begriffen, zu einander beide in deutlichem Gegensatz. „Cäsar glänzte ebenso durch Werke des Friedens, wie durch Kriegsthaten“, *non minus operibus pacis florebat quam rebus in bello gestis.* Wollte man Perikles für Cäsar einsetzen, so müſste es, bei derselben Reihenfolge der Satzteile, *non magis* heiſsen. Bei dem einen ist es das zunächst Bekannte und Feststehende, daſs er ein Kriegsheld war; bei dem anderen wird dies von manchen bezweifelt, das perikleische Zeitalter denkt man sich als eine Zeit friedlicher Kulturarbeit. Diese Nebengedanken machen sich stillschweigend fühlbar und bewirken, daſs in der ausgesprochenen Gleichung doch die eine Seite immer das Übergewicht hat, während die andere, eben dadurch daſs man es für nötig hält sie ihr ausdrücklich gleichzusetzen, ein wenig zurücksteht.

Logik ist eine strenge Herrin; *quod non est in actis non est in mundo,* lautet auch ihr Grundsatz. Im wirklichen Leben aber geht es anders her, zumal in dem der Seele. Wie stark besonders in der Sprache Homers, die noch durch keinen Schriftgebrauch geregelt ist, die bloſs empfundenen und halbbewuſsten Gedankenglieder mitwirken, bedarf hier keiner Ausführung; von den Sätzen, die er mit γάρ anknüpft, schweben viele haltlos in der Luft, wenn man nur die Worte in betracht ziehen will die da gedruckt stehen. Doch diese Lebhaftigkeit

des Denkens ist auch später nicht ganz verloren. In Ciceros Tuskulanen (I 5, 11) sagt der *magister* zum *auditor* über die strengen Richter, die ihn in der Unterwelt erwarten: *apud quos nec te L. Crassus defendet nec M. Antonius nec, quoniam apud Graecos iudices res agetur, poteris adhibere Demosthenem.* Der Satz mit *quoniam* ist äufserlich dem *nec poteris adhibere Demosthenem* untergeordnet, bezieht sich aber dem Sinne nach auf ein unausgesprochenes „woran du vielleicht denken könntest." Von sprachlicher Logik ist hier nichts zu erkennen; psychologische Auffassung, lebendiges Nachempfinden wird erfordert. Oft liegt gerade in den Vorstellungen, die beim Reden oder Schreiben im Hintergrunde bleiben, das eigentlich Entscheidende, sei es dafs sie erst dem Gedanken die bestimmte Färbung geben oder dafs sie ihn aus der Richtung bringen und die Korrektheit des Ausdruckes durchbrechen. Von beidem ein paar Proben!

Dafs ein griechischer Fragesatz entgegengesetzten Sinn bekommt, je nachdem ob er mit οὐκ oder μή eingeleitet wird, hat seinen Grund in der Stimmung des Redenden, die sich in Worten nicht äufsert; wer μή sagt oder hört, empfindet dabei etwas wie einen negativen Wunsch, eine Abwehr: ἦ μή τις σευ μῆλα βροτῶν ἀέκοντος ἐλαύνει (ι 405); „es treibt dir doch nicht einer dein Vieh weg?" Wie ein konzessives Gedankenglied im Zusammenhange der Rede scheinbar kausalen Sinn annehmen kann, haben wir kurz vorher an περ gesehen; häufiger ist die umgekehrte Entwickelung, und weiter vorgeschritten. Die Konjunktion *cum* deutet den Grund so gut an wie die Einräumung; auch ein konjunktivischer Relativsatz kann, ohne äufserlich erkennbaren Unterschied, die eine oder die andere Bedeutung haben. Wie ist das möglich? Man sagt, der Konzessivsatz enthalte den Grund des Gegenteils zum übergeordneten Satze. Schön; aber wie kommt ein solcher Grund dazu, hervorgehoben zu werden? Was kümmert uns überhaupt das Gegenteil von dem, was wir sagen und meinen? es mufs doch in unsern Gedanken irgend eine Rolle spielen, wenn wir mit bezug darauf einen Teil unsrer Rede einrichten.

Die Erklärung kann nur von solchen Beispielen ausgehen, die an sich beide Auffassungen zulassen; denn nur hier läfst sich der Übergang aus einer in die andre beobachten. In der Wechselrede bei Terenz (Heaut. 897) *Quam ob rem, nescio. — Equidem miror, qui alia tam plane scias*, ist der Relativsatz *qui alia scias* kausal zu *miror*, würde aber zu dem nicht ausgesprochenen doch notwendig hinzugedachten *te nescire* in adversativem oder konzessivem Verhältnis stehen. Ebenso an einer Stelle des Phormio (156): *Quid istuc? — Rogitas? qui tam audacis facinoris mihi conscius sis!* Hier ist umgekehrt der das Ganze regierende Begriff der Verwunderung äufserlich unterdrückt, und so erscheint der Relativsatz *qui conscius sis* als Einräumung, auf *rogitas* bezogen, während er zu einem vorschwebenden *miror* wieder den Grund enthält. Ähnliche Beobachtungen[26]) lassen sich auch in den reiferen Perioden der Sprache leicht machen. Wenn Cäsar schreibt (bell. Gall. V 4, 4): *id tulit factum graviter Indutiomarus, suam gratiam inter suos minui, et qui iam ante inimico in nos animo fuisset, multo gravius hoc dolore exarsit*, so steht der Relativsatz in begründendem Verhältnis zu *exarsit;* betont man aber *multo gravius* und denkt ein „noch“ hinzu, so ergiebt sich der Gedanke: „wenn er auch schon früher feindlich gesinnt gewesen war“. Und so ist die konzessive Bedeutung von Relativsätzen, desgleichen von *cum*-Sätzen, überhaupt aufgekommen: erwachsen in einem Zusammenhange, in dem diese Sätze zunächst kausal gemeint waren aber zu einer die Gedanken begleitenden Vorstellung *(te nescire)* oder zu einem einzeln hervortretenden Begriff *(multo gravius)* in Gegensatz gerieten, ist sie allmählich auch auf andere Fälle übertragen worden, in denen kein solcher Anhalt gegeben war, und erscheint nun wie selbständig und gleichberechtigt neben der ursprünglichen kausalen Bedeutung.

Es ist wohl nicht nötig zu erinnern, dafs eine psychologische Erklärung wie die hier gegebene Schülern erst auf einer Stufe zugemutet werden kann, wo das Thatsächliche des fertigen Sprachgebrauches längst bekannt und durch eigne Übung gesichert ist. Es giebt

aber auch verwandte Erscheinungen, bei denen man getrost mit Erklärung beginnen wird; so bei dem wichtigen Kapitel von der Attraktion des Kasus, dem umfassendsten Beispiel der zweiten vorher angekündigten Gruppe. Wer einmal die geistvolle Abhandlung von Steinthal über diesen Gegenstand[27]) gelesen hat, wird das, was dort zum Verständnis der fremdartigen Erscheinung gesagt ist, auch den Tertianern nicht vorenthalten mögen, denen bei Xenophon die ersten Beispiele davon begegnen: πόλεων ὧν ἐτύγχανεν ἔχων, σὺν οἷς μάλιστα φιλεῖς, ἀνθ' ὧν εὖ ἔπαθον u. s. w. Es ist unmöglich, mehrere Begriffe zugleich deutlich im Bewufstsein zu haben; aber die Begriffe, deren man sich nicht mehr oder noch nicht deutlich bewufst ist, sind darum nicht alle völlig verborgen. Manche unter ihnen hält der nahe Zusammenhang mit den eben jetzt hell beleuchteten Begriffen in der Nähe fest, in einem gewissen Zustande der Erregtheit, in dem sie die Neigung haben schnell wieder ins Bewufstsein einzutreten. Ohne die Mitwirkung solcher halbbewufsten, nebenher „schwingenden" Vorstellungen würde es überhaupt nicht gelingen einen längeren Satz zu bilden oder zu verstehen. Vollkommen bewufst sind uns immer nur einzelne Satzteile; indem wir diese aber in ihrer gegenseitigen Beziehung erfassen und in den Zusammenhang des Ganzen einordnen, müssen wir irgendwie, obschon weniger deutlich, auch dies Ganze vor Augen haben. Beim Relativsatz nun kreuzen sich zwei Gedankenreihen in einem Nominalbegriff, der in der einen von ihnen eben blofs durch das Pronomen angedeutet ist. In dem Augenblick, wo der Gedanke bei diesem Pronomen verweilt, ist ihm einigermafsen auch das entsprechende Nomen des übergeordneten Satzes gegenwärtig; sonst würde das Relativum inhaltlos bleiben, der Satz den es einführt in der Luft schweben. So giebt es notwendig eine Vermischung der Vorstellungen, die dann leicht und unwillkürlich, auf mannigfaltige Weise, in einer Mischung der Kasusformen zum Ausdrucke kommt; ganz wie in dem deutschen Kindervers beim Spiele: „wem ich lieb hab, werd' ich winken."

Auf dem gleichen Wege sind alle übrigen Arten von Attraktion entstanden, z. B. auch die bei *licet*. Dafs es logisch richtig heifsen müfste *licuit esse otiosum Themistocli*, sollen die Schüler wissen; die Geweckteren unter ihnen werden es selbst verlangen, weil ja der Begriff *otiosus* nicht Attribut zu *Themistocli* ist sondern Prädikat zu *esse* und als solches in den Accusativ gehört. Aber Cicero schrieb *otioso*, und in unseren Grammatiken wird der Dativ bevorzugt. Eine Form, die ursprünglich nur durch psychologische Abirrung entstanden war, ist hier — noch mehr als beim griechischen Relativpronomen — durch den Gebrauch zur Regel erhoben worden.

4. Wenn hierbei in den Köpfen der Schüler der naive Glaube zerstört werden mufs, dafs das Regelmäfsige auch immer das in sich Richtige sei, so ist ausgedehnter und wieder in andrer Art schwierig das Gebiet solcher psychologischen Wirkungen, die nur im einzelnen Fall hervortreten und aus den Verhältnissen des einzelnen Falles verstanden sein wollen. Die Gesetze über Zeitfolge und Modusgebrauch sind bei den alten Schriftstellern nicht so streng durchgeführt, wie man nach dem Wortlaut einer Schulgrammatik erwarten würde. Selbst bei Cicero findet sich ein Plusquamperfekt im konsekutiven Satze, auch wo es nicht, wie in den früher (S. 39) besprochenen Fällen, logisch gerechtfertigt werden kann; so pro Rosc. Amer. 23, 65: *nemo putabat quemquam esse, qui, cum omnia divina atque humana iura scelere nefario polluisset, somnum statim capere potuisset.* Halm und Fleckeisen haben Ernesti's Korrektur *posset* aufgenommen; Kayser, CFW. Müller und Landgraf schreiben mit Recht wieder *potuisset:* die Form ist von dem benachbarten *polluisset* beeinflufst, durch dessen Anklang dem Redenden das genaue Gedankenverhältnis aus dem Bewufstsein kam. — Sallust läfst den Führer der Verschwörung sagen (Catil. 58, 9): *si vincimus, omnia nobis tuta erunt, sin metu cesserimus, eadem illa advorsa fient.* Grammatisch korrekt wäre *si vincemus;* aber wer möchte den Ausdruck trotziger Zuversicht, der im Präsens liegt, hier fortwünschen? Von dem Parallelismus

zwischen zwei Gliedern ist auf ähnliche Weise abgewichen in einem Satze bei Xenophon (Memor. I 2, 32): ὅτι θαυμαστόν οἱ δοκοίη εἶναι, εἴ τις γενόμενος βοῶν ἀγέλης νομεὺς καὶ τὰς βοῦς ἐλάττους τε καὶ χείρους ποιῶν μὴ ὁμολογοίη κακὸς βουκόλος εἶναι, ἔτι δὲ θαυμαστότερον, εἴ τις προστάτης γενόμενος πόλεως καὶ ποιῶν τοὺς πολίτας ἐλάττους τε καὶ χείρους μὴ αἰσχύνεται κτλ. Der Leser soll merken, dafs das Zweite etwas Wirkliches ist: „*wenn* ein Hirte . . . . . nicht zugäbe . . . . .; *dafs* ein Staatsmann . . . . . sich nicht schämt.“ So erklärt sich die anscheinende Härte, mit der Bedingungsätze von verschiedener Form neben einander gestellt sind.

Manchmal wird geradezu die grammatische Logik durchbrochen von der Logik der Thatsachen. *Res eas gessi, quarum aliquam in tuis litteris gratulationem exspectavi,* schreibt Cicero an Pompeius (fam. V 7) und vermeidet den Konjunktiv, den der die Beschaffenheit umschreibende Relativsatz eigentlich erfordert, weil er das Gefühl hat, dafs dadurch die Bestimmtheit seiner Versicherung leiden würde. In einem andern Briefe hat man ihm eine ähnliche Freiheit nicht gönnen wollen, fam. V 19, 2: *ita ut, si nos ii sumus qui esse debemus, dubitare non possimus, quin ea maxime conducant, quae sunt rectissima.* Wesenberg setzte *sint* für *sunt* und erkannte nicht, dafs Cicero einen Nebengedanken andeuten will: „dafs die Handlungsweise am meisten nützt, welche — das steht fest — die richtigste ist.“ Wie der deutsche Zwischensatz aus der Konstruktion heraustritt, ebenso — nur leiser und feiner — im Lateinischen der Modus. Aus demselben Grunde umstritten ist de off. I 24, 84: *sunt qui, quod sentiunt, etsi optimum est, tamen invidiae metu non audent dicere.* Baiter schreibt nach Ernesti *audeant;* auch CFW. Müller[28]) will die Rechtfertigung des Indikativs, dafs der Autor hier an bestimmte Personen denke, nicht gelten lassen: das sei ja gerade der Zweck des Ausdruckes *sunt qui,* die bestimmten Personen, die man möglicherweise im Auge habe, als unbestimmte zu bezeichnen. Der Gelehrte hat recht, vom Standpunkte der Logik aus; psychologisch begreiflich aber ist, hier wie so oft, die Ein-

mischung eines Nebengedankens. Das Buch ist bald nach Cäsars Tode geschrieben; in dieselbe Zeit fällt z. B. der Brief ad fam. IX 14, in dem Cicero den Dolabella wegen eines mutigen Vorgehens gegen die Cäsarianer unmäſsig lobt. Während er nun im Zusammenhange der philosophischen Erörterung natürlich allgemein spricht, empfindet er lebhaft, daſs das, was er sagt, auf bestimmte Zeitgenossen paſst: und dies deutet er seinem Sohne durch den Indikativ an.

Mit Absicht habe ich mehrere Beispiele aus den Werken des Autors genommen, der recht eigentlich die grammatische Korrektheit vertritt. Wir sahen, wie ältere Herausgeber bemüht waren ihn zu korrigieren, ciceronianischer zu sein als Marcus Tullius selber; neuerdings ist man auf gutem Wege davon zurückzukommen. Sogar der Gedanke ist ausgesprochen worden, bei diesem gröſsten Meister des lateinischen Stiles richte sich die Wahl von Tempus und Modus nicht so sehr nach allgemeinen logischen wie nach zufälligen rhetorischen Rücksichten: Übereinstimmung und Abwechselung, Vermeidung von Miſsklang wie von Eintönigkeit. Das glaube ich nun doch nicht. Die logische Grundlage und Anlage des ganzen Baues der lateinischen Syntax ist durch die überwältigende Masse gleichartiger Erscheinungen sicher gestellt; wo im einzelnen von der Norm abgewichen ist, da muſs es möglich sein das psychologische Moment aufzuspüren, durch das die regelrecht abgemessenen Gedanken aus dem Gleichgewicht gebracht sind. Und wenn uns das nicht immer gelingt, so liegt der Mangel in uns, nicht im Stoffe. Auch einen Unterschied zwischen *accedit ut* und *accedit quod* vermögen wir nicht nachzufühlen; und doch muſs es für die Römer wenigstens eine Zeit gegeben haben, wo sie sich bei beiden Wendungen Verschiedenes dachten.

Der Vorteil, den die Befreiung vom starren Ciceronianismus der Schule gebracht habe, ist bis zum Überdruſs oft gepriesen worden. Und das liegt ja auf der Hand: wo man lateinische Exercitien nicht mehr nach dem strengsten Muster korrigiert, da

können den Jungen nicht mehr so viele Fehler angerechnet werden. Aber die Sache hat doch ihre Kehrseite; denn nun fehlt wieder der feste Anhalt für die, welche lernen wollen. Was nach Ciceros Gebrauch richtig oder falsch sei, liefs sich, nicht mit absoluter Sicherheit aber doch ziemlich genau, feststellen und überliefern; was von Sallust bis Tacitus als lateinisch gelten dürfe, ist eine Frage, deren Beantwortung auch dem fleifsigsten Schüler nicht zugemutet werden kann. Der Lehrer selbst wird oft nur nach dem Gefühl entscheiden. Auch eine Kontsruktion, die ihm noch nicht vorgekommen ist, wird er geneigt sein zu dulden, wenn sie richtig gedacht ist; und wo er sie wirklich als falsch zurückweisen mufs, da wird er sich nicht mehr auf eine Regel der Grammatik berufen, sondern versuchen durch Auseinanderlegen des Gedankens den Irrtum aufzudecken. Gewifs ist das ein Gewinn, nur gerade keine Erleichterung. Durch Bereicherung des Wissens und Vertiefung des Verständnisses der Sprache sind die stilistischen Übungen fruchtbarer zugleich und schwieriger geworden; dem würde es entsprechen, wenn mehr Zeit und Spielraum als früher dafür zur Verfügung gestellt wäre. Die Lehrpläne verlangen statt dessen „Beschränkung auf das Regelmäfsige und Notwendige."

Damit ist ein Gegensatz von allgemeinerer Bedeutung berührt. Während die philologische Forschung sich immer voller und reicher entwickelt, wird der lateinische und griechische Unterricht immer mehr durch äufsere Rücksichten eingeengt und verkürzt. Zu psychologisch eingehender Betrachtung der Sprache bietet sich heute so mannigfaltiger Stoff und so vielfache Anregung wie niemals früher; niemals war es weniger als heute möglich solcher Anregung zu folgen. So treibt man Wissenschaft und Praxis auseinander, die doch Hand in Hand gehen sollten.

V.

Historische Grammatik.

> Es scheint nichts schwieriger zu sein, als dafs eine Idee, die in eine Wissenschaft hineintritt, in dem Grade wirksam werde, um sich bis in das Didaktische zu verschlingen und sich dadurch gewissermafsen erst lebendig zu erweisen. Goethe.

1. Dafs die zum Schlufs des vorigen Kapitels angedeutete Forderung nicht an sich unerfüllbar ist, hat ihrer Zeit die vergleichende Sprachforschung bewiesen; ihren ganzen Anspruch, auch in der Schule Einlafs zu finden, gründete sie auf den Vorteil, den sie dem Unterricht brachte. Als im J. 1852 Georg Curtius zum ersten Male seine Griechische Schulgrammatik herausgab, stiefs er zunächst auf kräftigen Widerstand. Allerdings mutete er den Lehrern zu, manche Dinge umzulernen; und das war nicht nur unbequem, sondern führte seltsamer Weise zu der Besorgnis, nun müfsten auch die Schüler dieselbe Sache zweimal lernen, während doch für diese, die von der fremden Sprache noch gar nichts wufsten, sogleich mit der wissenschaftlich richtigeren Darstellung begonnen werden konnte. Allmählich drang das Gute doch durch. Jüngere Generationen von Lehrern, die schon auf der Universität davon gehört hatten, traten ins Amt ein; ältere entschlossen sich die verpönten Schriften wenigstens einmal anzusehen: und so ging es, wie es mit aufkommenden Wahrheiten zu gehen pflegt. Erst erscheinen sie als Unsinn; dann meint man, sie seien der Religion

gefährlich; zum Schlufs heifst es: das haben wir ja schon lange gesagt.

In der That wurde das Lernen wesentlich erleichtert: Formen, die früher als abnorm gebildete einzeln gemerkt werden mufsten, liefsen sich nun aus Gesetzen ableiten, springende Übergänge wurden vermittelt, disparate Erscheinungen traten in verbindenden und stützenden Zusammenhang. Ein Vokativ wie ἠχοῖ, dessen ι uns als Schüler verwirrt hatte, ordnete sich der Regel ein, dafs dieser Kasus durch den reinen Stamm gebildet wird. Das Paradigma βασιλεύς wurde durchsichtig, der Accent im Gen. Plur. der α-Deklination durch Kontraktion erklärt, das σ in Compositis von der Art wie σακεσπάλος auf seinen Ursprung zurückgeführt, die Einheit des Stammes in γένος und εὐγενής begriffen. Die Verba auf -μι, einst für den Tertianer das schlimmste Kreuz, wurden zu rechten Stützen der Übersichtlichkeit und Regelmäfsigkeit des griechischen Verbalbaus; und die einzelnen ihrer Analogie folgenden Aoriste wie ἔβην ἔγνων ἔφυν, die man sonst mit Hilfe einer „Synkope“ gewaltsam hatte entstehen lassen, zeigten sich als mühelos verständliche Reste einer altertümlichen, durchaus organischen Bildung. Die Gewohnheit, überall innere Ordnung anstatt äufserlicher Regeln aufzusuchen, hat auch aufserhalb des engeren Gebietes, das die Lautgesetze beherrschen, sich nützlich bewährt. Heute lehrt man nicht blofs, dafs die Deponentia die einen Affekt bezeichnen den Aorist passivisch bilden, man weist auf den Grund hin: wer sich freut, sich erzürnt, sich ärgert, wird durch Menschen oder Dinge in diese Stimmung versetzt; jeder, der in Leidenschaft gerät, verhält sich eben leidend. Das begreift schon ein Anfänger; dem Reiferen, der die Ilias liest, wird es dann von selbst klar, warum z. B. ἀασάμην eine Ausnahme bildet: wer „sich bethören läfst“, erliegt nur zum Teil fremdem Einflufs, zum Teil wirkt er selber mit.

Bescheidner ist der Ertrag, den die wissenschaftliche Erforschung der Sprache für's Lateinische geliefert hat. Dafs der ĭ-Vokal, der in einigen Endungen der dritten Deklination hervor-

tritt, nicht auf Willkür beruht, dafs und wie *erat* und *esset, sumus* und *estis* auf éinen Stamm zurückgehen, die Verwandtschaft der drei vokalischen Konjugationen mit der der abgeleiteten Verba im Griechischen, mit der schwachen Konjugation des Deutschen: das sind alles erfreuliche und aufklärende Einsichten, aber doch erst für den, der die Thatsachen schon kennt. Der Versuch, den besonders Lattmann machte, dergleichen schon im Anfangsunterrichte zu verwerten, hat wenig Beifall gefunden. Und diesmal mit Recht. Die Voraussetzungen des Wissens und Könnens, mit denen der griechische Unterricht beginnt, bestehen eben in Sexta noch nicht. Auch in der Sache ist ein Unterschied begründet: die lateinischen Formen sind minder gut erhalten, schliefsen sich nicht so architektonisch vollkommen zusammen wie die griechischen, von denen der gröfste und wichtigste Teil fast als lückenloses System überliefert werden kann, das allein schon in der Gesetzmäfsigkeit seines Aufbaues eine Kraft besitzt den jugendlichen Geist zu bilden.

2. Doch gerade dieser Vorzug des Griechischen ist durch die neueste, glänzende Entwickelung der historischen Grammatik gefährdet, ja sie hat ihn schon zerstört. Ὁ ἰασάμενος καὶ τρώσει, scheint ihr Spruch gewesen zu sein. Indem sie die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze durchzuführen suchte, schärfte sich der Blick für die vielen Ausnahmen, die es eben doch gab und die Erklärung heischten. Diese fand man in einem psychologischen Moment, das, von dem ursprünglichen Gefüge des Sprachbaues abweichend und es vielfach durchbrechend, neue Anlehnungen, Ähnlichkeiten, Zusammenhänge, neue Systeme schuf, und das Jahrhunderte hindurch gewirkt haben mufs, ehe die ältesten Werke unserer griechischen Litteratur entstanden. Es stellte sich heraus, dafs schon innerhalb der homerischen Sprache Regelmäfsigkeit und Altertümlichkeit in vielen Fällen nur scheinbar sind. Accusative auf ν von *t*-Stämmen (κόρυν, χάριν) sind durch Abirren des Sprachgefühls nach den vokalischen Stämmen hin entstanden; die wuchtige Endung in μνηστήρ-εσσι ist der in ἔπεσ-σι natürlich er-

wachsenen äufserlich nachgemacht. Das ganze System Ζηνός Ζηνί Ζῆνα ist im Grunde unecht: das richtige Ζῆν (wie βῶν H 238 gebildet) wurde nicht mehr verstanden, ein angehängtes α mufste den Accusativ neu bezeichnen und gab Anlafs, dafs die Lautgruppe Ζην- als Wortstamm empfunden wurde. Die Flexion der Verba contracta im Äolischen, die dort in die Analogie derer auf -μι übergegangen sind, wovon sich Spuren auch im Epos finden (συλήτην ἀπειλήτην u. ä., ὅρηαι ξ 343, φιλήμεναι X 265), ist nichts Altes wie die Aoriste ἔβην ἔφυν, sondern eine Ausartung. Ja in den einfachsten nnd elementarsten Verhältnissen, in den Kapiteln der Grammatik die sogleich den Anfänger beschäftigen, zeigt sich das Fortwuchern der Analogie, das, um an der einen Stelle Übereinstimmung zu schaffen, sie an der andern zerstört. Die Regel, dafs im Griechischen *s* zwischen Vokalen ausfällt, braucht man, um λύεαι—λύῃ, γένεος—γένους abzuleiten; woher aber λύσω, ἐποίησα, βουσί? so mag schon mancher aufgeweckte Tertianer seinen Lehrer gefragt haben. Es sind sekundäre Bildungen: der fertige Wortausgang ist aus Formen wie λείψω ἔπραξα θριξί auf die Vokalstämme übertragen worden.

Das sind alles bekannte Dinge, über die im Prinzip wenigstens niemand mehr streitet, so wenig wie über die grofse, früher nicht geahnte Bedeutung übertragener und nachgeahmter Motive in der Litteratur. Curtius hatte sich, so lange er lebte, gegen die Neuerungen gesträubt; und wer ihn persönlich kannte, mufste das verstehen. Ordnung und Gesetzmäfsigkeit hatte er herstellen wollen, hatte zu zeigen gesucht und bis zu einem hohen Grade doch wirklich gezeigt, dafs die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Laut- und Flexionsformen das Erzeugnis einer stetigen, regelrechten Entwickelung aus klaren Prinzipien sei; nun sollte er zugeben, dafs das Werden und Wachsen der Sprache durchaus nicht in gerader Linie sich vollziehe sondern im Zickzack, in unablässigem Hin und Her von Anziehen und Abstofsen, von störenden Ursachen, unerwarteten Wirkungen. Die Mächte, die er gebannt zu haben glaubte, Zufall und Willkür, drohten aufs

neue in die Sprachwissenschaft einzubrechen: sein Lebenswerk schien ihm zerstört zu werden. Daſs es vielmehr fortgesetzt und ausgebaut wurde, sah er nicht. Die Wissenschaft gewährt solchen persönlichen Regungen auch eines liebenswürdigen und frommen Sinnes keinen Raum, sie stempelt sie zur Schwäche. Was in den Einwendungen unseres Lehrers berechtigt war, die Warnung vor allzu freigebigem und leichtherzigem Operieren mit der neuen Methode, ist nach und nach zur Geltung gekommen; in der Hauptsache hat die junggrammatische Richtung gesiegt.

Damit ist nun aber die Stellung der Schule zur Sprachwissenschaft eine wesentlich andere geworden. Was man noch vor dreiſsig Jahren hoffen konnte, die Gesetze, nach denen eine Sprache erwachsen ist, zur Grundlage des Planes zu machen, nach dem sie gelernt werden soll, daran mag heute gerade der Kundigste verzweifeln. Im einzelnen bringt die neue Lehre so manche Aufklärung, die auch für Schüler genieſsbar ist und sie an der Freude teilnehmen läſst, die jeder Einblick in einen lebendigen Zusammenhang gewährt; von dieser Art ist jenes Ζῆνα Ζηνός nach Ζῆν, oder das Ablösen der Endung -σαν aus ἔλυσα-ν und ihr Weiterwuchern: für (ἔ)τιθεν kommt ἐτίθεσαν in Gebrauch, ἔβησαν für ἔβαν, ἠγέρθησαν für ἤγερθεν, spätgriechisch ἐλάβοσαν für ἔλαβον. Im allgemeinen aber sind die Wege, welche die Sprache gegangen ist und die Forschung ihr nun nachgeht, viel zu verschlungen, als daſs man versuchen könnte die Gedanken unreifer Knaben durch dieses ganze Labyrinth hinzuführen. Wir werden also Resignation üben und manches, was wir sicher lehren zu können meinten, wieder aufgeben müssen. Aber wo ist die Grenze zu ziehen? Eine Form wie ἀπηύρων beim ersten Lesen der Odyssee zu analysieren mag man gern unterlassen; die Parallele zwischen den Endungen *-arum* und -άσων -άων -ῶν ist entbehrlich: soll man auch, was vorher erwähnt wurde, auf die Ableitung φέρε-(σ)αι — φέρῃ, τείχε(σ)-ος — τείχους verzichten, weil die Konsequenz dann verlangen würde, daſs

λύσω ἔλυσα als Nachbildung nach πράξω ἔπραξα aufgedeckt werde? Und behalten nicht zuletzt doch diejenigen recht, welche meinten Ergebnisse der Sprachwissenschaft gehörten überall nicht in die Schule? man solle sich begnügen den Lehrstoff praktisch nach irgend welchen Bauernregeln zusammenzufassen und einzuteilen, unbekümmert um das innere Verhältnis der Dinge?

3. Dies letzte nun ganz gewiſs nicht. Wissenschaft ist die Lebensluft alles höheren Unterrichtes; er stirbt ab, wenn man sie ihm versagt. Wo also durch Fortschritte der Forschung ein früher gefundenes, bisher wirksames Verhältnis der Übereinstimmung zerstört wird, da soll man weder klagen noch spotten, daſs es nun damit vorbei sei, sondern sich freuen, daſs eine neue Aufgabe gestellt ist: die Verbindungswege zu suchen, die von der vertieften Erkenntnis wieder zur Praxis des Unterrichtes herüberführen und auf denen das drüben zu Tage geförderte Gut auch dieser Seite Vorteil bringt. Nicht mit éinem Schlage ist eine solche Aufgabe gelöst; viele Hände mögen daran schaffen. Für uns hier muſs es genügen die Richtung anzugeben, in der sich der notwendig gewordene Wechsel vielleicht vollziehen wird, ja schon zu vollziehen begonnen hat.

Die Hauptstelle sprachgeschichtlichen Einflusses lag bisher im griechischen Elementarunterricht; sie wird mehr und mehr nach den oberen Klassen hinrücken, da die Wissenschaft selbst reifer und reicher geworden ist und so auch für das, was sie der Schule mitteilen kann, gereifteren Sinn verlangt. Da bietet nun Homer eine Gelegenheit zu historischer Betrachtung, wie sie für keine andere der auf dem Gymnasium betriebenen Sprachen, auch für die deutsche nicht, gegeben ist: eine und dieselbe Sprache auf zwei verschiedenen Stufen der Entwickelung, auf beiden mit annähernd gleicher Ausführlichkeit dem Schüler bekannt werdend. Auch von älterem Deutsch lernt er — hoffentlich — einiges kennen; aber das sind vereinzelte Proben, die ihm kein volles Material zur Vergleichung liefern. Auch französische und englische Formen aus den lateinischen abzuleiten wird er angeregt; aber

da ist die Kluft so grofs, dafs ihm das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der kontinuierlichen Entwickelung nicht recht lebendig wird. Für Homer bestehen beide Hindernisse nicht; diesen Vorteil sollen wir nutzbar machen.

Zunächst gilt es den Irrtum zu bekämpfen, dafs die homerischen Formen aus den attischen entstanden, also jedenfalls jünger seien als jene — weil der Schüler die attischen früher kennen gelernt hat. „Verlängerte Dativ-Endung -οισι statt -οις, Konjunktiv mit verkürztem Bindevokal (μυθήσομαι, εἴδετε, νεμεσήσετε), aufgelöste Formen der Verba contracta“: diese und ähnliche widersinnige Ausdrucke, die freilich auch in manchen Lehrbüchern immer noch spuken, müssen hartnäckig bekämpft werden. Gelingt es sie auszutreiben, so ist schon damit über alle Grammatik und Schulweisheit hinaus etwas Grofses gewonnen: der Knabe hat zum ersten Mal, mit eigener Anstrengung, die allgemein menschliche Schwäche überwunden, seinen Standpunkt für den absoluten, die Ordnung, in welcher die Dinge an ihn herantreten, für die eigentliche und wirkliche zu halten; dadurch wird es ihm später in wichtigeren Fällen, wo kein Lehrer zur Seite steht, leichter werden sich selbst aus enger Befangenheit zu befreien. Aber auch seine wissenschaftliche Bildung geht nicht leer aus. Das Wesen und Wachsen der Sprache wird ihm nirgends besser anschaulich als in dem regellosen Gemisch der Laut- und Wortformen bei Homer, das nur als Niederschlag eines langen und eigenartigen geschichtlichen Prozesses verstanden werden kann. Formen wie τοῖσδεσι mit zwiefacher Kasusendung, κεκλήγοντες mit dem Eindringen eines fremden Stammcharakters, echtes εἰκυῖα neben sekundärem att. ἐοικυῖα fordern, wenn sie nicht gedankenlos hingenommen werden sollen, eine Erklärung aus fortwuchernder Analogie und machen ihrerseits deren Wirken deutlich. Widersprüche in der Behandlung des Digammas, z. B. μέγᾱ (F)ιάχουσα κ 323 neben μεγάλ' ἴαχε β 428, zeigen das allmähliche Absterben eines Lautes und regen an auf ähnliche Vorgänge im Deutschen zu achten. Ἄμμες ὔμμες neben ἡμεῖς ὑμεῖς, ἀργεννός neben ἀλεγεινός,

λαός neben νηός, πίσυρες neben τέσσαρες, πολυπάμμων neben πολυκτήμων nötigen, jedenfalls in Prima, die Thatsache der Dialektmischung zu konstatieren und geben zu der Frage Anlafs: was würde es wohl uns für einen Eindruck machen, wenn Formen wie *troche, Chinder, er seit, goht, isch* und *drög, Kinner, he seggt, geit, is* in demselben Gedichte friedlich verbunden stünden? Auch auf syntaktischem Gebiete finden sich Beispiele von Verwirrung des Sprachgefühls, die nur geschichtlich aufgelöst werden können: die Häufung ἄν κεν ist wieder eine Folge der Dialektmischung; und dafs beide Partikeln gelegentlich auch zum Futurum treten, beruht auf einem frühen Mifsverständnis solcher Konjunktivformen des Aorists, die vom Futurum äufserlich nicht zu unterscheiden waren. Ὁ δέ κεν κεχολώσεται (Α 139) konnte erst ein Dichter sagen, der οἵ κέ με τιμήσουσι (Α 175), οὐδέ κέ τις θάνατον καὶ κῆρας ἀλύξει (ρ 547)nicht mehr richtig verstand[28a]).

Wichtiger ist doch der positive Ertrag, den die homerische Syntax liefert: dafs in ihr der Schüler die einfacheren und ursprünglicheren Denkformen kennen lernt, aus denen die geläufigen Konstruktionsweisen der Litteratursprachen entstanden sind. Bei solcher Vergleichung wird der Unterricht in Sekunda und Prima um so lieber verweilen, als auf diesen Stufen, denen ja im natürlichen Verlaufe die Verwertung der wissenschaftlichen Grammatik mehr als früher zufällt, Satzlehre überhaupt ein gröfseres und ein fruchtbareres Interesse in Anspruch nimmt, als Laut- und Formenlehre. Darin aber bewährt sich denn wieder aufs beste der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Schulpraxis: auch die moderne Forschung hat erst später begonnen sich der Syntax zu bemächtigen, nachdem an Lauten und Formen ihre Methode erstarkt war; der Unterricht geht dem gegebenen Wege nach, wenn er jetzt mehr und mehr den Satzbau zum Gegenstand historischer Betrachtung macht. Ja dies ist ein Gebiet, auf dem besser als irgendwo sonst die Schule etwas von dem Empfangenen vergelten kann. Unablässig ist sie bemüht schwierige Satzformen und Gedankenverbindungen verständlich zu machen; so kann es

gar nicht fehlen, dafs die dabei gewonnenen Erfahrungen den Sinn des Forschers selbst wecken und bereichern. Ziemers „Junggrammatische Streifzüge“ haben von solcher Wechselwirkung ein erfreuendes Beispiel gegeben [29]).

4. Was uns hier in erster Linie beschäftigt, ist allerdings das umgekehrte Verhältnis, die Verwertung wissenschaftlicher Anschauungen für den Unterricht; und da scheint es, nach den gangbaren Lehrbüchern zu schliefsen, mit Versuchen zu geschichtlicher Behandlung der Syntax immer noch schwach zu stehen. Selbst in einem so guten und wissenschaftlich gegründeten Buche wie Kaegi's „Griechischer Schulgrammatik“ werden Sätze von der Form μὴ ἀγροικότερον ᾖ τὸ ἀληθὲς εἰπεῖν so erklärt, dafs dabei ein regierendes Verbum des Fürchtens „ausgelassen“ sei. Vielmehr kann die Konstruktion dieser Verba selbst, wie wir im neunten Kapitel sehen werden, nur dadurch begriffen werden, dafs man auf die ursprüngliche Beiordnung eines selbständigen Satzes zurückgeht. Onkel Bräsig's Ausruf „dafs du die Nase ins Gesicht behältst“ oder ein Goethe'scher Vers: „dafs die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen ja nicht beleid'ge!“ zeigen obendrein, wie der Gebrauch selbständiger dafs-Sätze in gehobener so gut als in volkstümlicher Sprache heute noch lebendig ist. Μὴ παύσωμαι können wir getrost übersetzen „dafs ich nicht aufhöre!“, wir können aber auch sagen: „ich denke daran aufzuhören, werde vielleicht aufhören“; und dies empfanden bereits die Griechen. Sie gewöhnten sich an den positiven Sinn des negativen Ausdruckes allmählich so sehr, dafs sie ihn nun wieder verneinten: οὐ μὴ παύσωμαι φιλοσοφῶν „ich werde nicht leicht aufhören zu forschen“ (Platon Apol. 29d). — Ob der Lehrer die Namen „Tmesis“ und „Anastrophe“ beibehält oder verbietet, ist ohne grofse Bedeutung; aber die Sache soll er richtig, d. h. geschichtlich, darstellen. Wie aus Adverbien Präpositionen werden, kann man bei Homer noch mit ansehen. Und wem einmal das Auge hierfür geöffnet und zugleich die Freude am Echten und Ursprünglichen geweckt worden ist, der wird für immer gegen die

Geschmacklosigkeit gesichert sein, unsre gute Sprache zu mifshandeln indem er sagt: „ich anerkenne, es obliegt mir". — Seltener bietet sich im Lateinischen Gelegenheit auf eine ältere Stufe der Sprachentwickelung zurückzugreifen. Wie kommt es, dafs von *non dubito, non retineo* ein Satz mit *quin* abhängen kann, aber nicht von *dubito, retineo?* Der innere Grund wird sofort klar, wenn man sich den abhängigen Satz wieder, wie er es früher gewesen, selbständig denkt[30]): *Germani retineri non poterant; quin in Romanos tela conicerent?* „warum sollten sie nicht schleudern?" Die Ausdrucksform hat sich unverändert erhalten, auch als niemand mehr der eigentlichen Bedeutung sich bewufst war.

Zu solcher Treue stehen die Erscheinungen der sogenannten falschen Analogie in Gegensatz; denn sie beruhen gerade darauf, dafs infolge eines Wandels, der sich in der Auffassung vollzogen hat, auch die überlieferte Ordnung der sprachlichen Formen durchbrochen wird. Infinitiv- und Participialkonstruktionen in beiden alten Sprachen, wie wir sie in einem früheren Kapitel besprochen haben (S. 40, 42), bieten dafür sehr bekannte Beispiele. In ἔλεγον τὸν Κῦρον νικῆσαι war der Accusativ richtiges Objekt; es hätte auch heifsen können: ἔλεγον τὸν Κῦρον, ὅτι ἐνίκησεν. Mehr und mehr gewöhnte man sich den Accusativ mit dem Infinitiv zusammen als éinen Gedanken zu fassen, wo er denn als Subjekt empfunden wurde; und nun wurde weiter gebildet: λόγος ἦν τὸν Κῦρον νικῆσαι. Auf den ersten Blick erscheinen die folgenden drei Genetive gleichartig: στόνον οἷον ἄκουσα κτεινομένων ψ 40 f., Τηλέμαχος μέγα πένθος ἄεξεν βλημένου ρ 489 f., τῷ κέ οἱ ἐγκέφαλός γε διὰ σπέος ἄλλυδις ἄλλῃ θεινομένου ῥαίνοιτο ι 458 f. Aber die beiden ersten werden durch einen regierenden Begriff gehalten, der dritte steht losgelöst; die Person, die zu ihm als Subjekt gedacht wird, ist vorher im Dativ genannt. Schon damals war durch Formübertragung der Typus des absoluten Genetivs entstanden.

Hier wäre ja nun kein schlimmer Schade zu fürchten, wenn den Lernenden die historische Einsicht vorenthalten bliebe; in

anderen Fällen bringt sie doch sehr wichtige und nötige Hilfe. Wann bei *cum* der Konjunktiv und wann der Indikativ zu setzen sei, macht Schülern und Lehrern viel Sorge. Auf den unteren Stufen kann man mit einer äufserlichen Regel auskommen, weil es möglich ist abweichende Beispiele zu vermeiden; aber schon in Obertertia wird die Schwierigkeit, die wirklich vorliegt, angegriffen werden müssen. Selbst die so sehr „vereinfachte“ Ellendt-Seyffert'sche Grammatik bringt neben einander die Beispiele: *Agesilaus, cum ex Aegypto reverteretur, in morbum implicitus decessit* (Cornel. Ages. 8) und *Tum, cum in Asia res magnas multi amiserant, Romae solutione impedita fides concidit* (Cic. imp. Pomp. 7, 19). Dazu soll man den Schülern klar machen, der Konjunktiv „bezeichne den inneren Zusammenhang der Begebenheiten“, während der indikativische Satz ein blofses Zeitverhältnis angebe. Aber das Zusammentreffen der Krankheit des Agesilaus mit seiner Heimkehr ist gerade blofs äufserlich, zeitlich, dagegen das Sinken des Kredites eine deutliche Folge der grofsen Verluste: es müfste schlecht um eine Klasse stehen, aus der nicht wenigstens einer oder der andere mit diesem Einwand hervorkäme. Derselbe Widerspruch findet sich bei *antequam* und *priusquam.* Cornel schreibt (Epam. 8, 5) *Epaminondas non prius bellare destitit, quam urbem Lacedaemoniorum obsidione clausit,* an andrer Stelle (Ar. 2, 1): *Aristides interfuit pugnae navali apud Salamina, quae facta est prius, quam poena liberaretur.* Welcher der beiden *quam*-Sätze enthält etwas Erwartetes, Beabsichtigtes? Offenbar der von Epaminondas, und doch steht gerade dieser im Indikativ. Ist Aristides nicht wirklich von der Strafe befreit worden? warum wird dann die „Thatsache“ im Konjunktiv erzählt? — Mit den geläufigen Regeln ist hier nichts zu machen.

Ich besitze noch die handschriftlichen Ergänzungen, die uns mein verstorbener Lehrer Karl Heraeus in Hamm zu der grofsen Grammatik von Ferdinand Schultz diktierte, und gebe manches davon alljährlich an meine Schüler weiter. Da heifst es zu

priusquam: „Der Konjunktiv steht oft auch bei wirklich erfolgten „Thatsachen, weil in der Erzählung von den Römern die Auf„einanderfolge als durcheinander bedingt und begründet aufgefafst „zu werden pflegte“; und bei *cum:* „Der Konjunktiv wird gesetzt, „wenn ein innerer Zusammenhang der Begebenheiten ausgedrückt „werden soll, den der Lateiner oft auch da erkennt, wo wir ihn „nicht empfinden.“ Damit ist einmal ausgesprochen, dafs unser Sprachgefühl in diesem Punkte von dem lateinischen abweicht, so dafs wir erst versuchen müssen uns in die fremde Auffassungsweise hineinzudenken; zugleich aber ist angedeutet, dafs es im Lateinischen selber keine scharfe Grenze giebt. Man kann, glaube ich, noch etwas weiter gehen als Heraeus that. Bei vielen konjunktivischen Temporalsätzen, z. B. bei jenem von der Rückkehr des Agesilaus, war sich auch der Römer keines inneren Zusammenhanges mit der Handlung des regierenden Satzes bewufst; er setzte den Konjunktiv, weil ihm dieser aus zahlreichen gleichgeformten Sätzen mit kausaler oder konzessiver Färbung des Gedankens geläufig war. Der Konjunktiv in den Temporalsätzen der Erzählung ist also ein Erzeugnis der fortwuchernden Analogie, durch die er ja am letzten Ende auch in Sätze mit *postquam* und *ubi* einzudringen beginnt[31]). Wer das anerkennt, wird der Versuchung entrückt sein, die Schüler mit überspannten Regeln und Unterscheidungen zu quälen; und das ist, bei einem so ausgedehnten und wichtigen Kapitel, ein unverächtlicher Nutzen. Für die allgemeine Betrachtung aber ergiebt sich von hier aus noch ein weiterer Gewinn.

5. Man mufs sich vor der Meinung hüten, dafs in einer sprachlichen Form der reifen Sprache genau das noch wirklich ausgedrückt sei, was auf früheren Entwickelungsstufen den Sinn und Inhalt dieser Form ausgemacht hatte. Der Typus οὐ μὴ παύσωμαι (oben S. 68) konnte erst gebildet werden, als der abwehrende oder warnende dafs-Satz (μὴ παύσωμαι) so oft gesagt und verstanden worden war, dafs er den abgekürzten Sinn einer positiven Befürchtung oder Vermutung angenommen hatte. In

auffordernden Fragen heifst *quin* auch bei den klassischen Schriftstellern noch „warum nicht?", aber neben den verneinten Ausdrücken des Hinderns ist es zu einer unterordnenden Konjunktion geworden und wird nun als solche empfunden. *Sin* ist aus **si ne* entstanden, hiefs also früher „wo nicht", und dies mag man gelegentlich auch in der Schule sagen; denn dadurch wird verständlich, was sonst als Willkür erscheint, dafs das Wort nur im Gegensatz zu einer vorhergehenden Bedingung gebraucht werden darf. Der durch *sin* eingeleitete Satz war ursprünglich grammatisch selbständig und diente nur dazu, die mit „wo nicht" gegebene negative Fallsetzung erläuternd auszuführen, wie sich das an einzelnen Beispielen immer noch erkennen läfst. *Discede atque hunc mihi timorem eripe, si est verus, ne opprimar, sin falsus, ut tandem aliquando timere desinam,* sagt Cicero (in Catil. I 7, 18) und könnte ja meinen: „wenn sie richtig ist, damit ich nicht unterliege, wo nicht — d. h. sie ist falsch — damit ich endlich einmal aufhöre zu fürchten." Aber so meinte es Cicero nicht; *sin* war längst durch Gewöhnung mit der nachfolgenden positiven Fallsetzung in éinen Gedanken zusammengewachsen, also zur Konjunktion geworden. Schon Terenz konnte verbinden (Hec. 559): *sin est autem ut nolit.*

Der Lebende hat recht. Daran erinnert, zunächst mit Bezug auf den Formenbau, nachdrücklich v. d. Gabelentz[32]): „Man „bildet sich nur zu gern ein, man wisse, warum etwas jetzt ist, „wenn man weifs, wie es früher gewesen ist, und die einschla-„genden Gesetze des Lautwandels kennt." Aber „nicht Ei, „Raupe und Puppe erklären den Flug des Schmetterlings, sondern „der Körper des Schmetterlings selbst. Nicht die früheren Phasen „einer Sprache erklären die lebendige Rede, sondern die jeweilig „im Geiste des Volkes lebende Sprache selbst." Natürlich erkennt v. d. Gabelentz an, dafs auch bei der Darstellung einer einzelnen Sprache die Vorgeschichte, die stammverwandten Sprachen, die ganze genealogisch-historische Forschung zu Rate gezogen werden mufs; aber man dürfe „nicht vergessen, dafs

„zuweilen das Sprachbewufstsein eines Volkes alte Verbindungen „löst, um neue anzuknüpfen, und dafs diese neuen Verbindungen „fortan die allein rechtskräftigen, wirksamen sind.“ Soweit es sich dabei auch um neugeschaffene oder veränderte Formen handelt, besteht gegenwärtig wohl keine Gefahr, dafs der sekundäre Zusammenhang unbeachtet bleibe; die „fortwuchernde Analogie“ ist zu einem Prinzip der Forschung erhoben worden, dessen Ergebnisse, wie wir gesehen haben, auch für die Schule nutzbar zu werden anfangen. *Triumvir* ist aus dem partitiven Genetiv *trium virum* entstanden, gilt aber nun als richtiges Substantiv; desgleichen ist die Pluralform *sestertia* aus dem alten, nicht mehr verstandenen Genetiv *sestertium* erwachsen: in solchen Fällen ist das Bewufstsein der neuen Bildung und ihres lebendigen Rechtes stark genug, um durch Erinnerung an die ursprünglichen Formen und ihre Bedeutung nicht gestört zu werden. Die Schüler sind ja selbst, ohne es zu wissen, geschäftig ähnliche Umbildungen zu vollziehen; und ihr abscheuliches „wir haben in der Hellenika gelesen“ mag immerhin einmal zu einer sprachgeschichtlichen Belehrung den Anlafs geben. Aber eben indem wir die Erinnerung an das Echte und Eigentliche, wo sie noch nicht ganz erstorben ist, frisch zu beleben, überall den kritischen Sinn zu wecken und die Frage nach dem Woher und Warum aufzuwerfen bemüht sind, kann es leicht geschehen, dafs wir über das Ziel hinausschiefsen. Wir suchen eine Form oder Ausdrucksweise historisch zu erklären, zeigen, was im Grunde darin steckt, und ehe wir's uns versehen, sind wir dabei, zu verlangen, dafs eben dies beim Aussprechen der Form gedacht und als ihr Inhalt vorgestellt werde.

Ein paar syntaktische Beispiele *(sin, quin)* sind schon erwähnt worden. Noch einmal mufs ich hier des Acc. c. inf. gedenken und die Warnung wiederholen, man möge ihn zu Anfang nicht historisch entwickeln sondern als fertige Satzform einführen. Wenn von vornherein gelehrt wird, die Auffassung des Accusativs als Subjekt beruhe auf einer Verschiebung des ursprünglichen

Sinnes, also auf einem Mifsverständnis, so kommen die Jungen spät oder nie dazu, deutlich mit zu empfinden, was doch in dér lateinischen Sprache, die sie lernen sollen, das Lebende und Wirksame war, dafs beim Infinitiv der normale Kasus als Subjekt wie als Prädikat der Accusativ ist: *impune quae libet facere id est regem esse* (Sall. Iug. 31, 26). Aus der Formenlehre gehört hierher z. B. die Vermischung zweier Kasus in den Ortsangaben. *Humi, ruri, domi* sind alte Lokative; wer aber in Ciceros Zeit *domi meae, domi militiaeque* sagte, war sich bewufst einen Genetiv zu gebrauchen: und danach ist dann eine Generation später auch *terrae procumbere, terrae celare* gemacht worden. Dafs die zusammengesetzten Tempora der modernen Sprachen im Griechischen und Lateinischen ihre Vorläufer haben, ist schon Sekundanern interessant, und ich selbst habe empfohlen[33] sie darauf hinzuweisen; aber darüber darf kein Zweifel gelassen werden, dafs *j'ai exploré* denn doch wieder etwas ganz andres ist als *habeo exploratum*. Im Deutschen verlangt die offizielle Orthographie, dafs *bleuen* und *bläuen* unterschieden werde, nur scheinbar mit Recht. Im Nibelungenliede heifst es zwar (837 Lm.): *ouch hât er sô zerblouwen dar umbe mînen lîp;* aber schon Klopstock, wo er unseren ehrlichen Beruf nicht eben schmeichelhaft bezeichnet, hat das alte Verbum vergessen und schreibt *äu:* „der Buchstabierer, welcher die Wichter *bläut.*“ Vollends für das heutige Sprachgefühl besteht kein Zweifel, dafs *zerbläuen* zu *blau* gehört. Danach müfste sich die „Rechtschreibung“ richten.

6. Im Gebiete der Etymologie hat man besonders oft Gelegenheit den Fehler zu machen oder zu vermeiden, vor dem v. d. Gabelentz warnt. Unmöglich ist es für eine bestimmte Generation eines Volkes festzustellen, wieviel von dem Etymon, der eigentlichen Bedeutung eines jeden Wortes ihr noch im Bewufstsein war. Das sehen wir ja an uns selbst und unseren Zeitgenossen. Ausdrücke wie „sich spiegeln, Sinnbild, hervorragend, vorkommen, merkwürdig, entsprechen, begeistert, begreifen,

Bildung, Mitleid, bedeutend“ gebrauchen die meisten ohne alles Gefühl für ihren ursprünglichen Sinn; wo aber ein Autor durch geschickte Fügung der Gedanken etwas von der alten Kraft noch zu wecken weiſs, verstehen wir auch ihn und geben dankbar der belebenden Wirkung nach. Man braucht nur Goethe zu lesen, um schmerzlich zu erkennen, wie viel in einem Jahrhundert unsere Sprache an sinnlicher Frische verloren hat, zugleich aber sich zu freuen, daſs die Empfänglichkeit für das Bessere noch nicht erstorben ist[34]). Indem wir diese in den Schülern zu stärken und auszubilden streben, können wir kaum zu viel des Guten thun. Denn der allgemeine Strom der Gedankenlosigkeit ist so mächtig, daſs man schon kräftig dagegen anschwimmen muſs, nur um nicht fortgerissen zu werden.

Anders bei einer fremden Sprache, wo wir nicht mitzuwirken haben, bloſs aufzunehmen. Wenn es uns gelingt, die einzelnen Wörter etymologisch zu verstehen, so wird uns dieses Verständnis auch bei der Lektüre eines zusammenhängenden Textes begleiten, und genau genommen stören; denn es ist sehr wahrscheinlich, daſs wir nun mit manchen Worten eine Vorstellung verbinden, die dem Autor fremd oder doch während des Schreibens nicht gegenwärtig war[35]). So werden wir von dem, was er sagen wollte, kein ganz richtiges, sondern ein in altertümelndem Sinne retouchiertes Bild bekommen. Vollends die Gedanken der Schüler müssen, so scheint es, verwirrt werden, wenn wir sie zum Aufsuchen der Grundbedeutung, zum Zurückgehen auf den Ursprung der Wörter und Begriffe anleiten und dann doch verlangen, daſs sie sich beim Lesen möglichst dasselbe denken sollen was der Schriftsteller gedacht hat.

In Wahrheit läſst sich gerade vom Unterricht her ein Mittel finden, um nicht nur praktisch auszukommen, sondern auch die theoretische Schwierigkeit einigermaſsen zu bewältigen. Die Jungen stehen der fremden Sprache naiv gegenüber und sind sehr bereit eine griechische oder lateinische Vokabel einfach als Äquivalent der deutschen hinzunehmen; daſs man auch fragen

könne, warum *pater* und *mater*, καιρός und ἡμέρα, ποιεῖν κόπτειν εὕδειν gerade diese ihre Bedeutung haben, kommt ihnen nicht in den Sinn. Aber es giebt andere Wörter, deren unursprünglicher Charakter sofort in die Augen fällt, sei es dafs sie abgeleitet erscheinen oder aus zwei Elementen zusammengesetzt. Bei *facilis, origo, pax, nobilis*, γνώριμος, γενναῖος, κηδεμών, ῥῆμα und ῥήτωρ, *cogo, contio, commodus, negotium, prudens, securus*, ἀναιρεῖν, ἀμφιβεβηκέναι, ἀσφαλής, προκόπτειν, συμφορά, τιμωρός, bei diesen und vielen ähnlichen liegt auch dem jugendlichen Leser der Gedanke nahe, dafs er hier ein innerhalb der Sprache erst Gewordenes vor sich habe, und dafs es lehrreich sein müsse den Gang dieses Werdens rückwärts zu verfolgen; seine Spuren sind ja in der Gestalt des Wortes noch deutlich erkennbar. Eben deshalb aber läfst sich auch mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, dafs solche Wörter für das Gefühl der Griechen und Römer selbst noch nicht ganz abgeschliffen waren, dafs also ein Autor, der sie gebrauchte, ihre Herkunft und ihren etymologischen Zusammenhang noch empfand. Daraus ergiebt sich die Regel: zur Deutung der Gedanken eines Schriftstellers darf die Etymologie bei denjenigen Wörtern herangezogen werden, deren Stoff und Gepräge auch dem unbewaffneten Auge erkennbar ist; was darüber hinausgeht, alle die Untersuchungen zu denen erst der Spürsinn des Gelehrten den Anlafs entdeckt, müssen, so wertvoll sie als selbständiger Teil der Sprachwissenschaft sind, von der Erklärung der alten Litteraturwerke fern gehalten werden. In die Schule aber gehören sie überhaupt nicht. Hier können nur solche Etymologien etwas nützen, die ein neues Wort in einfacher Weise auf ein bekanntes zurückführen oder zwischen mehreren schon bekannten Worten einen einleuchtenden Zusammenhang nachweisen. Wer im Unterrichte mit vorgriechischen Suffixen und Wurzeln arbeitet, müht sich vergebens ab, Unbekanntes durch Unbekanntes zu erklären.

Schon früher habe ich darauf hingewiesen, dafs gerade dieser so zu sagen transcendente Zweig der Etymologie in Wörterbüchern und Erklärungschriften, die der Schule dienen wollen, mit Vor-

liebe gepflegt wird, während die Aufnahme historischer Grundanschauungen für die Formenlehre mühsam und langsam durchgesetzt worden ist, für die Syntax noch durchgesetzt werden soll. Die Ursache dieses widerspruchsvollen Verhaltens liegt, fürchte ich, eben darin, dafs neue Grundanschauungen nicht angeeignet werden können ohne das ganze Denken zu durchdringen, die Annahme einer etymologischen Erklärung dagegen isoliert bleibt und zu nichts weiterem verpflichtet. Hier handelt es sich um die Anbringung einzelner Zieraten, dort um Durchführung eines Umbaues nach neuem Plane. Was bequemer ist, sieht man leicht; aber auch wohl, was für den Unterricht mehr Frucht bringt.

VI.

Zur Kasuslehre.

'Αλλὰ τὰ μὲν προτετύχθαι ἐάσομεν.

Die Beobachtung, mit der das letzte Kapitel schlofs, wird auch dadurch bestätigt, dafs von all den Gegenständen, die man unter dem Namen „Syntax" zusammenzufassen pflegt, bisher die Kasuslehre am fleifsigsten durchforscht ist. Es konnte kaum anders kommen. Die neuere Wissenschaft ist von der Behandlung der Formen ausgegangen; indem sie weiter schritt, wurde es ihre nächste Aufgabe die Bedeutung und Anwendung der Formen, der Kasus Tempora Modi, zu untersuchen, wobei das eigentliche Gebiet der Satzlehre noch unberührt blieb John Ries hat kürzlich mit Scharfsinn[36]) eine neue Abgrenzung und Einteilung der Syntax unternommen. Wie viel davon praktisch werden wird, bleibt abzuwarten; jedenfalls giebt sein Buch zu denken und hilft zu einer schärferen, mehr ins Innere dringenden Auffassung. Danach ergiebt sich, dafs eben bisher nur diejenigen Abschnitte der Syntax eingehend und umfassend bearbeitet worden sind, die von den Funktionen der sprachlichen Formen handeln, während das Werden und Wachsen des Satzbaues noch wenig erforscht ist.

Dieses Verhältnis wiederholt sich in der Schulgrammatik. Ja, hier sind über die Kasuslehre hinaus, für die umfängliche Werke von namhaften Gelehrten vorlagen, überhaupt kaum Versuche gemacht worden, auch syntaktische Dinge wissenschaftlich,

also historisch, anzufassen. Und doch sind auf dem engen Gebiete, das bevorzugt wurde, auch die gelehrten Untersuchungen im Grunde wenig fruchtbar und erfreulich, weil die Kasus schon in frühester Zeit starr geworden sind, während wir die Satzformen und mit ihnen die Gebrauchsweisen der Tempora und Modi noch sich entwickeln sehen. Die ältesten Sprachdenkmäler des Griechischen wie des Lateinischen zeigen das Kasussystem bereits im Verfall begriffen; aber Relativsätze, Bedingungsätze, Finalsätze entstehen bei Homer vor unsern Augen und nehmen auch im Lateinischen innerhalb der Zeit, die wir übersehen können, an Festigkeit und Feinheit zu. Sehr natürlich; die Unterscheidung und deshalb Ausbildung der Kasus war schon für den einfachen Satz notwendig, wogegen die der Tempora und Modi erst durch die Verbindung von Sätzen und Gedanken gefordert wurde. Untersuchungen über die Grundbedeutung der Kasus schweben deshalb leicht ebenso sehr in der Luft wie die über die Etymologie einer Partikel. Vor diesem Teile der historischen Syntax müfsten junge Philologen geradezu gewarnt werden. Und nun dergleichen in der Schule!

1. Als Probe diene die Behandlung des Ablativs in der sonst vortrefflichen, freilich für unsere Zeit etwas hoch gegriffenen Lateinischen Schulgrammatik von Schmalz und Wagener (1891). Schmalz, der diesen Teil des Buches bearbeitet hat, unterscheidet im Ablativ drei ursprünglich verschiedene Kasus: 1. Instrumentalis (*a.* Sociativus, *b.* eigentlicher Instrumentalis), 2. eigentlicher Ablativ (Separativus), 3. Lokativ. Aus 1[a] ergeben sich: Ablativus causae, modi, comitativus (z. B. *omnibus copiis adversus hostes contendit)*, Ablativus respectus (sonst „limitationis“ genannt), mensurae, pretii; aus 1[b]: Ablativus instrumenti, Abl. copiae et inopiae, Ablativ bei *utor fruor* u. ä. Auf 2 gehen zurück: Ablativus comparationis, der Ablativ bei „befreien, losmachen, entfernen, abhalten“. 3 umfafst die Ablative des Ortes und der Zeit. — Kein Wort sage ich über die wissenschaftliche Grundlage dieser Anordnung; sei sie sicher, unanfechtbar. Aber was soll

ein Untertertianer damit anfangen? wie soll er die Fülle der Anwendungen unter 1[a] aus dem ihm völlig schattenhaften Sociativus ableiten? Daſs dieser mit dem Instrumentalis verwandt ist, wollen wir ihm lieber nicht sagen; denn für sein Lernen kommt gerade viel darauf an, daſs er die zwei Bedeutungen, die in dem deutschen „mit“ stecken, scharf unterscheidet. Dagegen wird er gern mit dem Ablativ des Mittels den der Ursache zusammenfassen, der wirklich leicht in ihn übergeht; der Satz *Concordia parvae res crescunt* ist bei Goſsrau dem ersteren, bei Zumpt dem anderen zugerechnet, beides verständlich. So gehört der Ablativus modi im Unterricht mit dem der Eigenschaft zusammen, der bei Schmalz mehrere Seiten später (§ 211), in ganz anderm Zusammenhang, unter den Prädikatsbestimmungen folgt, bei der Lehre vom Ablativ aber nirgends eingeordnet ist. Bekanntlich bringen die Schüler gern beide durcheinander. Schon aus diesem Fehler kann man sehen, daſs sie in der That ähnlich sind; man thut also gut sie von vornherein zusammenzustellen. *Boi egregia virtute erant cogniti; Boi egregia virtute pugnaverunt:* hier mögen die Schüler selbst herausfinden, daſs der eine Ablativ (modi) eine Handlung, der andere (qualitatis) eine Person näher bestimmt, daſs sie sich also zu einander verhalten wie das Adverb zum Adjektiv. Das ist ein Stückchen wissenschaftlicher Forschung in der Klasse, ganz mit eigenen Mitteln angestellt und geeignet die Jungen zu überzeugen, daſs hier nicht ohne Not zwei Namen gegeben sind. Umgekehrt freute ich mich einmal von einem Quartaner zu hören, der Ablativ der Vergleichung sei doch eigentlich ein Ablativus instrumenti; denn nur dadurch, daſs ein anderer, kleinerer da sei, werde einer zum gröſseren. Das war bei einem zehnjährigen Jungen ein ganz hübscher sprachphilosophischer Gedanke und — trotz des falschen Resultates — mehr wert, als wenn derselbe Schüler aus der Grammatik gelernt gehabt hätte, der Ablativus comparationis sei ein Spezialfall des Separativus.

„Trotz des falschen Resultates“ sagte ich, vielleicht mit Un-

recht. Allerdings, ein Blick auf den entsprechenden Genetiv im Griechischen, oder auf die Umschreibung des Komparativs die das Hebräische kennt, läfst nicht zweifeln, dafs die bei Schmalz gegebene Ableitung die historisch richtige ist. Aber der Lebende hat recht, sagen wir mit v. d. Gabelentz. Falls eine syntaktische Form von einer späteren Generation in anderem Zusammenhang angesehen und empfunden wurde, als in dem sie entstanden war, so gehört sie für die spätere Zeit eben in diesen neuen Zusammenhang.

2. Dieses Prinzip findet nützliche Anwendung bei dem sogenannten Accusativus graecus. So heifst er im Lateinischen, weil er den Bestand, den zuerst die Dichter des augusteischen Alters zeigen, durch griechischen Einflufs gewonnen hat; im Griechischen selbst aber ist er aus verschiedenen Quellen zusammengeflossen, die zu verfolgen und aufzudecken, wenn man Schülern den lateinischen Gebrauch erklären will, gewifs verfehlt wäre. Dagegen bietet sich vom Deutschen her dem Verständnis eine Stütze. Wendungen wie „den Kopf unbedeckt, die Hände auf den Rücken gelegt“ oder, um litterarische Beispiele zu bringen: „sie singt hinaus in die finstre Nacht, Das Auge vom Weinen getrübet“, Freiligrath's: „Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft, So lagen sie bleich auf dem Rasen“ — dergleichen ist nicht so gemeint und wird auch nicht so aufgenommen, wie wir nach dem Muster der griechischen Schulgrammatik erklären müfsten: „auf den Rücken gelegt in bezug auf die Hände, zerschossen in bezug auf die Brust“. Vielmehr erscheint dem unbefangenen Sinn der Accusativ als richtiges Objekt, wie denn Goethe sogar „das den Grafen befallene Unglück“ wagte[37]). Aber kann denn ein solches Partizip in attributiver Stellung und vollends, wenn wir ans Lateinische denken, das Participium Perf. Pass. ein Objekt bei sich haben?

Zunächst ist zu erwidern, dafs Formen wie *ictus flexus suspensus traiectus* eigentlich Verbaladjectiva sind und als solche ursprünglich ebenso gut aktivische wie passivische Bedeutung

haben können, wovon in unserm zweiten Kapitel (S. 28) schon die Rede war. Weiter aber, dafs verbale Nomina die Kraft des Verbums, das in ihnen steckt, noch so weit lebendig in sich haben, um denselben Kasus wie jenes regieren zu können, ist auch nichts Unerhörtes. Der substantivierte Infinitiv im Griechischen und das lateinische Gerundium sind voll bestehende Beispiele; in älterer Zeit mufs ein solcher Gebrauch viel ausgedehnter gewesen sein. Plautus sagt: *quid tibi nos tactiost?* Aulul. 423, *opulento homini servitus durast* Amph. 166; verwandte Erscheinungen aus der Sprache der alten Inder hat Delbrück zusammengestellt[38]. Erst allmählich vollzog sich eine Scheidung. In einigen der von Verbalstämmen gebildeten Nomina bekam die nominale Form so sehr das Übergewicht, dafs der verbale Inhalt alle Kraft verlor: von diesen konnte ein zweites Nomen nur im Genetiv abhängen (*studet novis rebus*, aber *studium novarum rerum*). Andere waren zwar auch Nomina und wurden dekliniert, blieben aber immer noch dem Verbalsystem angegliedert und behielten Anteil an der ursprünglichen Konstruktionsweise; das sind die sogenannten Participia. Dafs die Grenze zwischen beiden Gebieten nie völlig scharf gezogen worden ist, kann nicht wunder nehmen. Der Typus *amans patriae* zeigt ein Übergreifen der nominalen Herrschaft in der gereiften Sprache; aber auch die altertümliche Auffassung, als sei im Verbalnomen das Verbum noch lebendig, taucht immer von neuem auf, und das bei Schriftstellern ganz verschiedener Art. Euripides sagt: φοιτάσιν εἰς ὄρος Bacch. 165, βᾶτε συναοιδοὶ τὸν καλλίνικον ἀγῶνα[39]) Herc. fur. 787; Sophokles: τῶν σῶν Ἡρακλεῖ δωρημάτων Trach. 668. In einem der von Diels herausgegebenen sibyllinischen Orakel heifst es (6 f.): θυσίας δέ τοι ἐξαγορεύσω προφρονέως Δήμητρι καὶ ἁγνῇ Περσεφονείῃ. Platon hat unmittelbar neben einander: Σωκράτης τά τε μετέωρα φροντιστὴς καὶ τὰ ὑπὸ γῆς ἅπαντα ἀνεζητηκώς (Apol. 18b). Livius erwähnt *pugnaces missili telo gentes* (22, 37, 8), Tibull verbindet *concubitusque tuos furtim* (II 5, 53); Sallust fürchtet kein Mifsverständnis, wenn er schreibt: *quod neque insidiae consuli procedebant* (Catil. 32).

Sogar bei Cicero findet sich (legg. I 15, 42): *iustitia est obtemperatio scriptis legibus institutisque populorum.*

Nach dieser Abschweifung erscheint der Gedanke hoffentlich nicht mehr allzu kühn, dafs in Verbaladjektiven eine transitive Kraft des Verbums, von dem sie abgeleitet sind, noch bis in die litterarische Periode der griechischen oder lateinischen Sprache hinein habe wirksam sein können. Schon vor zwanzig Jahren habe ich diese Ansicht vertreten, als es sich um Composita wie φιλόξενος αἰολόπωλος *flexanimus versicolor* handelte[40]. Ich schlug vor, die Möglichkeit einer activischen Bedeutung des Verbaladjektivs zu benutzen und diese Wörter so zu erklären, dafs der zweite Bestandteil im direkten Verhältnis des Objektes zum ersten stünde. Ein homerisches πόδας αἰόλος ἵππος (Τ 404) im Sinne von πόδας αἰόλλων bot sich als lebende Analogie zu jenen in der Zusammensetzung erstarrten Bildungen. Ein euripideïsches δράκοντα, ὅς σ' ἄπλατον ἀμφελικτὸς ἕλικ(α) ἐφρούρει (Herc. fur. 398) hat Wilamowitz treffend gedeutet: ἕλικα ist efficiertes Objekt zu ἀμφελικτός, „herumschlingend". Im ganzen läfst sich nicht behaupten, dafs in dem Bestande des griechischen Accusativs der Beziehung Beispiele gerade von dieser Art besonders häufig seien. Anders im Lateinischen, bei Vergil, Horaz und ihren Zeitgenossen. *Longam indutae vestem* Liv. 27, 37, 12; *contectus umeros ferina pelle* Tac. Ann. II 13; *pictus acu chlamydem* Vergil Aen. IX 582; *coronatus nitentes capillos* Hor. Od. II 7, 7 f.; *comam religata* ebd. 11, 24; *raris iam sparsus tempora canis* Ovid Met. VIII 568; *oculos suffecti sanguine* Aen. II 210; *accensa coronam* Aen. VII 75; *Hannibal adversum femur tragula ictus* Liv. 21, 7, 10; *per pedes traiectus lora tumentes* Verg. Aen. II 273; *suspensi tabulam loculosque lacerto* Hor. Sat. I 6, 74; *diversum confusa genus panthera camelo* Epist. II 1, 195: man versuche nur, diese und die vielen ähnlichen Fälle nach dem Muster der vorher angeführten deutschen Wendungen aufzufassen, und man wird finden, wie viel unmittelbarer verständlich sie dadurch werden. Allerdings hat sich dieser Gebrauch auf römischem Boden nicht

in gerader Linie und organisch entwickelt, sondern beruht auf Übertragung aus dem Griechischen; aber, da das Gefühl für die ursprüngliche Natur der Verbalnomina nie ganz erstorben war, so ist auf dem äufseren Umwege doch zuletzt wieder etwas Lebendiges und innerlich Berechtigtes entstanden.

3. Einfacher liegen die Verhältnisse da, wo eine eigenartige Konstruktion unmittelbar aus der Grundbedeutung einer Flexionsform oder eines Wortes abgeleitet werden kann, z. B. bei dem berufenen *interest*. Die Schulgrammatiken wollen davon freilich nichts wissen; sie übersetzen — auch die besseren — „es ist daran gelegen, es ist von Wichtigkeit, es kommt darauf an", oder gar, wobei ein philologisches Gewissen sich aufbäumen müfste, „es liegt im Interesse jemandes". Unser „Interesse" soll man durch *interest* erklären, nicht umgekehrt den ursprünglichen Begriff durch den abgeleiteten. *Interest* heifst, was Lattmann wenigstens erwähnt, „es macht [in der Sache jemandes] einen Unterschied"; und daraus lassen sich alle damit verbundenen Bestimmungen nach Inhalt und Form ohne grofse Mühe herleiten. Nur soll man dieses ganze Kapitel nicht in Quarta oder Untertertia durchnehmen, wohin es in dem zufälligen Zusammenhang der Kasuslehre geraten ist, sondern später, wenn Infinitiv, dafs-Sätze, indirekte Fragesätze gründlich bewältigt sind. Wem ist daran gelegen? zu welchem Zweck? wie viel ist daran gelegen? woran überhaupt? — so komplizierte Beziehungen eines und desselben Begriffes gewinnen erst für einen etwas reiferen Menschen Bedeutung. Ich bin, wie im dritten Kapitel ausgeführt, sehr dafür, die fremde Sprache auch als Mittel zum Ausdruck von Gedanken zu üben. Aber die Gedanken müssen vorhanden sein oder doch leicht geweckt werden können, das Bedürfnis nach einem treffenden Ausdruck mufs von den Schülern selber empfunden werden; sonst thut man dem jugendlichen Geist Gewalt an und reizt ihn zu vorzeitiger Bethätigung.

4. „Die Kinder müssen den Eltern gehorchen": das ist ein Gedanke, den jeder Quartaner versteht. Und er übersetzt ihn,

wenn die Conjugatio periphrastica eingeübt ist, getrost: *Liberis parentibus oboediendum est.* Aber das geht nicht an, man könnte daraus ebenso gut das Gegenteil entnehmen; es mufs gelingen die beiden Dative auseinanderzubringen. *Oboediendum est* ist eine Passivform; stünde *oboeditum est,* so wäre *a liberis* das Natürliche: also setzen wir es ausnahmsweise, um Zweideutigkeit zu vermeiden, auch hier. Dieser ganze Gedankengang liegt innerhalb des Gesichtskreises der Knaben; sie selber helfen für eine klare Vorstellung einen klaren Ausdruck finden und erfahren an einem wenn auch noch so bescheidenen Beispiel, wie auch in der Sprache der Geist es ist, der sich den Körper schafft.

Ein Austausch zwischen dem Dativ und dem Ablativ mit *a,* der in umgekehrter Richtung stattzufinden scheint, macht den Sekundanern zu schaffen, wenn sie bei Vergil von Kassandra lesen (II 247) *dei iussu non umquam credita Teucris,* oder von Aeneas (I 439 f.) *infert se saeptus nebula . . . neque cernitur ulli.* Und ganz entsprechend im Griechischen (γ 90) ἐπ' ἠπείρου δάμη ἀνδράσι δυσμενέεσσιν, bei Herodot (VI 123) ὥς μοι πρότερον δεδήλωται Hier ist es eine leidige Gewohnheit zu sagen, der Dativ stehe „statt *a* mit Ablativ“ oder „statt ὑπό“, als ob so beliebig eins für das andre gesetzt werden könnte. Man mufs das Verständnis durch eine Übersetzung zu vermitteln suchen, die ebenfalls den Dativ oder einen gleichwertigen präpositionalen Ausdruck enthält: „er wird niemandem sichtbar, er unterlag den Feinden, es ist für mich klar gestellt“, wie wir auch sagen: „das ist für mich erledigt, abgethan, beschlossene Sache“. Wenn der Schwabenspiegel von *geloubhaften liuten* redet, so können wir wohl, wenigstens zur Erklärung, sagen: „Kassandra erschien den Teukrern nicht glaubhaft.“ Das „erschien“ liegt im Dativ, der ja die Bedeutung „in den Augen jemandes“ ebenso leicht annimmt wie die gröbere „im Interesse“. Μαρδονίῳ μεμισθωμένος (Hdt. IX 38) ist der „für Mardonios durch Lohn Gewonnene“; aber die gewährenden Worte des Königs Euander (Aen. VIII 169): *quam petitis, iunctast mihi foedere dextra,* wollen sagen: „für mich [wie

ich die Sache ansehe] ist der erbetene Vertrag [bereits] geschlossen“. So vereinigt auch unser „für“ die beiden Funktionen und wird in der Regel benutzt werden können, um den Schülern begreiflich zu machen, wie auch andere Passivformen als das Participium oder Verbaladjektiv, das die Notwendigkeit ausdrückt, vor allen auch das Perfectum, mit dem Dativ verbunden werden können.

Darauf läfst sich nun schon frühzeitig hinarbeiten, wenn bei der ersten Durchnahme des Gerundivums mit *esse* auf wörtliche Übersetzung gehalten wird: nicht *mihi pugnandum est* „ich mufs kämpfen“, sondern *epistula mihi scribenda est* „der Brief ist für mich ein zu schreibender“. Fängt man die Einübung mit intransitiven Verben und dem deutschen Ausdruck „müssen“ an, so hat man nachher die gröfste Mühe Verkehrtheiten wie *epistulam scribendum est* auszurotten, die bekanntlich auch den ältesten Schülern immer einmal wieder einfallen. Im Grunde haben sie gar nicht unrecht: wenn *iuvandum est* so viel ist wie „man mufs helfen“, so ist nichts natürlicher als ein Objekt dazu, *amicos;* heifst es doch im Griechischen regelrechter Weise τοὺς φίλους εὐεργετητέον. Auch im Lateinischen gab es eine Zeit, wo man *agitandumst vigilias* sagte (Plaut. Trin. 869); und noch Lukrez schrieb (I 111): *Aeternas quoniam poenas in morte timendumst.* Aber die klassische Sprache hält wieder daran fest, dafs das Gerundivum passivischen Sinn hat. Sie ist also zum Ursprünglichen und Eigentlichen zurückgekehrt — ein schönes Beispiel von Selbstzucht und zugleich eine Erinnerung daran, wie sehr solche Sprache berufen ist andere zu erziehen.

VII.

Tempora.

Die gröfsten Schwierigkeiten liegen da,
wo wir sie nicht suchen.

Goethe.

In einem früheren Kapitel (IV 1) war davon die Rede, wie scharf die lateinische Sprache das Verhältnis der Vorzeitigkeit einer Handlung zu einer andern ausdrückt. Wenn diese Genauigkeit unseren Schülern zunächst fremd ist, so gelingt es doch ohne zu grofse Mühe sie ihnen zur Gewohnheit zu machen; denn es handelt sich dabei um den Gebrauch zweier Zeitformen, die wir im Deutschen zwar weniger oft anwenden, aber doch selber haben und verstehen.

Beide, Plusquamperfekt und Futurum exactum, enthalten ihrer Natur nach immer eine relative Zeitbestimmung. Julius Lattmann vertritt zwar die Ansicht, auch diese Tempora könnten absolut, d. h. ohne Beziehung auf eine andere vergangene oder zukünftige Handlung gebraucht werden, und sein Sohn Hermann hat diese Theorie in einem besonderen Buche[41]) entwickelt und verteidigt; aber die Ausführungen darin haben mich nicht überzeugt. Wenn Cicero schreibt (ad. fam. X 13): *qui Antonium oppresserit, is bellum confecerit,* so steht *confecerit* scheinbar ja als einfaches Futur; aber zu Grunde liegt doch, wie bei dem homerischen τετελεσμένον ἔσται, die Vorstellung eines noch ferneren künftigen Zeitpunktes, von dem aus man auf die Thatsache als eine bereits vergangene zurücksieht: „er wird sagen können, er

habe den Krieg beendet“. So ist in dem bekannten Satze der Officien (I 81): *ingenii magni est praecipere cogitatione futura nec committere, ut aliquando dicendum sit 'non putaram'*, die Zeitstufe, der das *non putare* vorausliegt, zwar nicht ausgedrückt; gemeint aber ist sie mit aller Deutlichkeit. Ist doch der Sinn: „ich hatte vor der Zeit, an die ich jetzt zurückdenke, nicht geglaubt, daſs es so kommen werde, wie es nachher gekommen ist“. — Wir bleiben also bei der seinerzeit von Haase[42]) gegebenen Lehre, daſs Plusquamperfekt und zweites Futurum an sich und immer relative Tempora sind.

Neben diesen beiden hat Haase auch dem präsentischen Perfectum seinen richtigen Platz angewiesen: es drückt die Vorzeitigkeit zur Gegenwart aus. Sehr deutlich z. B. in Cäsars Schilderung der Lebensweise der Sueben (Gall. IV 1): *reliqui, qui domi manserunt, se atque illos alunt.* Auch hier ist das Deutsche weniger scharf. „Wenn der Wind umschlägt, leiden wir Schiffbruch“, so kann man sagen; bei Cicero (off. II 6, 19) heiſst es und muſste es heiſsen: *cum reflavit, affligimur.* Schwerer als diese Abstufung, die der für Vergangenheit und Zukunft genau entspricht, begreifen die Schüler den Unterschied der beiden Arten des Perfectums; denn diese fallen der Form nach im Lateinischen zusammen, nur an der Zeitfolge in den abhängigen Sätzen erkennt man ihre verschiedene Natur. Immerhin bietet hier das Deutsche mit dem Sprachgebrauch, der im gröſsten Teil unseres Landes herrscht, eine sichere Grundlage für das Verständnis; „er hat gesagt“ und „er sagte“ stehen ebenso zu einander wie Perfectum praesens und Perfectum historicum. Und es ist jedenfalls leichter eine Verschiedenheit, die uns geläufig ist, auswärts, wo sie versteckt liegt, wiederzuerkennen, als umgekehrt eine Scheidung uns anzueignen, die in der fremden Sprache wichtig ist, während der unseren das Gefühl dafür fehlt. Denn hier müssen wir das Organ zu richtigem Nachempfinden erst durch Studium in uns ausbilden.

In dieser Lage sind wir mit unserm Präteritum, das die

Funktionen des Imperfekts und des historischen Perfekts der Römer vereinigt. Dies ist denn auch der wundeste Punkt in der ganzen Tempuslehre. Die Schulgrammatiken sagen, das Imperfectum drücke die Dauer in der Vergangenheit aus; so z. B. auch Schmalz (§ 239): „Das Imperfekt bezeichnet das in der „Vergangenheit dauernde oder wiederholte Geschehen oder einen „Zustand in der Vergangenheit“. Aber das ist falsch; es bezeichnet nur die Gleichzeitigkeit in der Vergangenheit, von langer oder kurzer Dauer ganz unabhängig. Jeder würde sagen: *Democritus plus centum annos vixit,* aber: *Epaminondas moribundus iacebat, cum renuntiatum est vicisse Boeotios.* Lehrreich ist ein Beispiel aus Cäsar, das Haase anführt, bell. Gall. I 48: *Ex eo die dies continuos quinque Caesar pro castris suas copias produxit et aciem instructam habuit. — — Ariovistus his omnibus diebus exercitum castris continuit, equestri proelio cotidie contendit. Genus hoc erat pugnae, quo se Germani exercuerant* — und nun folgt die Beschreibung der Kampfesweise in lauter Imperfekten, nachdem vorher ein fünfmal wiederholter Vorgang im Perfekt ausgedrückt worden ist, „weil der Inhalt der fünf „Tage in eine Summe gefaſst und als éin Ereignis erzählt wird“. Also auch die „wiederholte Handlung“ hat mit dem Imperfekt nichts zu schaffen; dieses stellt sich erst da ein, wo der Autor auf der Zeitstufe einer von ihm erzählten Thatsache verweilt und den Zustand — in diesem Fall den Gebrauch — beschreibt, der damals bestand. Sehr oft ist die Reihenfolge umgekehrt, so daſs im Imperfectum die Situation geschildert wird, in die ein Ereignis eintreten soll. So in dem ersten der Beispiele, die in der Grammatik von Lattmann und Müller dazu dienen sollen, einen „selbständigen“ Gebrauch des Imperfekts glaublich zu machen: *Principio rerum gentium nationumque imperium penes reges erat. Leges nullae erant; arbitria principum pro legibus erant. Primus omnium Ninus intulit bella finitimis.* Auch hier ist der Punkt innerhalb der Vergangenheit, auf den sich die Beschreibung bezieht, ausdrücklich bezeichnet: *Ninus intulit bella.* Nicht

selten kommt es vor, dafs er dem Redenden zwar deutlich vor der Seele steht, aber nicht ausgesprochen wird, wie in der bekannten Form der Künstlerinschriften: ἐποίει, *faciebat,* die Haase fein zu deuten weifs: „die Bescheidenheit eines Künstlers „drückt damit aus, dafs er nur bemüht war, nur einen Ver„such machte sein Werk zu schaffen, damals, als es geschaffen „wurde“.

Alle diese Beobachtungen und Erwägungen über Imperfekt und historisches Perfekt fassen sich für die Schüler in zwei kurze Regeln zusammen, die ich seit Jahren zu diktieren pflege:

1. Das Perfectum historicum dient zur Bezeichnung einer vergangenen Handlung, gleichviel ob von kurzer oder langer Dauer, wenn dieselbe entweder für sich allein steht, so dafs sie nicht mit einer andern der Zeit nach verglichen werden kann, oder im Zusammenhange der Erzählung einen Fortschritt bildet.

2. Das Imperfectum drückt das Verhältnis der Gleichzeitigkeit in der Vergangenheit aus. Es wird doppelt angewendet: a) vorbereitend, um die Situation zu beschreiben, welche bestand als ein Ereignis eintrat; b) ausführend, um die Umstände zu beschreiben, welche ein Ereignis begleiteten. — Das Ereignis selber steht im Perfekt; es kann vorkommen, dafs es nicht genannt ist, sondern aus dem Zusammenhang ergänzt werden mufs.

Noch gilt es, diese Auffassung gegen Emanuel Hoffmann[43]) zu verteidigen, nach dessen Ansicht relative Zeitsetzung in grammatisch selbständigen Sätzen überhaupt nicht und in Nebensätzen nur dann stattfinden kann, wenn sie im Konjunktiv stehen. Hoffmann ist in der Vorstellung befangen, dafs syntaktisches und logisches Verhältnis sich vollkommen decken müssen; er hält es für lächerlich von einer Koordination zu reden, die doch zugleich eben dadurch dafs das Tempus in einem Satze sich nach dem des andern richte, in gewissem Sinne Subordination sei. In

Wahrheit findet die unendliche Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, in denen die Gedanken zu einander stehen können, nur mühsam und annähernd ihren Ausdruck in der Sprache, notwendigerweise einen vielfach abgestuften Ausdruck, dessen allmähliche Übergänge die scharfe Scheidung „hier Unterordnung, dort Selbständigkeit“ nicht gestatten. Davon wird noch in einem besonderen Kapitel die Rede sein. Hier sei nur so viel gesagt, und zugegeben, dafs der Hoffmann'schen Theorie doch ein richtiges Gefühl, obschon dunkel, zu Grunde liegt: in einem Nebensatze, der seiner Natur nach auch den Indikativ zulassen würde, ist der Konjunktiv immer ein Zeichen dafür, dafs der Autor sich der Beziehung dieses Nebensatzes zum regierenden Satze lebhaft bewufst gewesen ist; dieser Modus verträgt sich also nicht mit einer absoluten Zeitform. Nicht alle Temporalsätze mit relativer Zeitgebung stehen im Konjunktiv, aber alle konjunktivischen Zeitsätze haben ein relatives Tempus. Cicero schreibt an Atticus (XV 13, 7): *haec cum scriberem, tantum quod existimabam ad te orationem esse perlatam.* Dafür hätte es *cum scribebam* heifsen können, wie ad fam. XII 24, 2: *cum haec scribebam, in exspectatione erant omnia;* auch, obwohl mir kein genau entsprechendes Beispiel erinnerlich ist, *cum scripsi,* aber unmöglich *cum scripserim.* Denn da würde der Konjunktiv eine nähere, innere Beziehung ausdrücken, das Perfectum die Beziehungslosigkeit: beides zugleich ist nicht denkbar. Ebenso in Relativsätzen. *Dixit M. Lucullus se de his Dionis incommodis iam ante cognosse. Quid? Lucullus, qui tum in Macedonia fuit, melius haec cognovit quam tu, Hortensi, qui Romae fuisti?* so Cicero (in Verr. II 2 § 24). Natürlich hätte er auch *qui erat* sagen können, um die Gleichzeitigkeit, oder *qui esset,* um aufserdem das Verhältnis des Grundes anzudeuten. Aber *qui fuerit?* Nimmermehr.

Während das Lateinische in der Abstufung der Zeiten genauer ist als unsere Muttersprache, weicht das Griechische nach der entgegengesetzten Seite von ihr ab. Das zeigt sich schon

äufserlich in dem sehr viel seltneren Gebrauche des Plusquamperfekts. Der Grieche empfand garnicht das Bedürfnis die Vorzeitigkeit einer Handlung zu einer anderen vergangenen Handlung zu bezeichnen; er betrachtete auch die Nebenhandlung für sich allein und beschrieb sie ihrer Art nach, indem er zwischen Imperfekt und Aorist wählte. Die gegenseitige Abstufung wurde nicht ausgedrückt, also auch nicht lebhaft vorgestellt; wo es nötig war sie sich klar zu machen, sorgte dafür der sachliche Zusammenhang. Wenn Thukydides schreibt (II 23): οἱ Ἀθηναῖοι ἀπέστειλαν τὰς ἑκατὸν ναῦς ἅσπερ παρεσκευάζοντο, so übersetzen wir „die sie ausgerüstet hatten"; mit Recht, nur dürfen wir nicht vergessen, dafs wir damit ein Gedankenelement hereinbringen, das dem Bewufstsein des griechischen Autors so gut als Lesers fremd war. Ebenso beim Aorist. „Apollon schickte dem Griechenheere die Pest, weil Agamemnon seinen Priester mifsachtet hatte; der war nämlich ins Lager gekommen u. s. w.": so steigen wir stufenweise rückwärts in die Vergangenheit. Der Grieche stellt die drei Handlungen neben einander, ohne auf ihre zeitlichen Beziehungen zu achten: νοῦσον ἀνὰ στρατὸν ὦρσε — —, οὕνεκα τὸν Χρύσην ἠτίμασεν ἀρητῆρα Ἀτρεΐδης· ὃ γὰρ ἦλθε θοὰς ἐπὶ νῆας. Ich habe früher diesen Tempusgebrauch unter den Eigentümlichkeiten der homerischen Rede- und Denkweise verwerten wollen; mit Unrecht. Es ist auch später nicht wesentlich anders.

Dies neuerdings anschaulich gemacht zu haben ist ein Verdienst von Carl Mutzbauer, dessen Buch über „die Grundlagen der griechischen Tempuslehre" in seinen abhandelnden Teilen den Hauptgedanken durchführt: „dafs gerade die Vorstellungen, „welche den lateinischen Tempusgebrauch beherrschen, die Gleich-„zeitigkeit und Vorzeitigkeit, in der griechischen Sprache einen „formalen Ausdruck überhaupt nicht gefunden haben", dafs hier vielmehr das, was über die Wahl des Tempus entscheidet, die „Art der Handlung" ist. Noch schärfer herausgearbeitet und von manchem Störenden befreit erscheint diese Erkenntnis bei Hans Meltzer in einer Recension von Kaegi's Grammatik[44]). Er sagt

ganz richtig, nur der könne die griechische Zeitgebung einigermaſsen nachfühlen, dem es gelinge, sich aus der des Lateinischen und Deutschen herauszudenken und in eine Denkart hineinzuversetzen, für welche Zeitstufe und noch mehr Zeitrelation nebensächlich seien. Erstere komme für die Vergangenheit nur in den augmentierten Formen zum Ausdruck, letztere überhaupt nicht; sie könne immer nur aus dem Zusammenhang erschlossen werden.

Dies gilt auch da, wo man es zur Zeit noch nicht allgemein gelten läſst, beim Participium. Ich habe selbst im Unterricht Jahre lang darauf gehalten, daſs ein aoristisches Partizip mit „nachdem“ aufgelöst und so angesehen wurde, als enthalte es etwas im Vergleich zur Haupthandlung Früheres. Sätze wie dieser (Hdt. VII 3): χρησαμένου Ξέρξεω τῇ Δημαρήτου ὑποθήκῃ γνοὺς ὁ Δαρεῖος, ὡς λέγοι δίκαια, βασιλέα μιν ἀπέδεξε, die sich doch in Menge finden, zeigen in der That eine zeitliche Abstufung. Und wenn Homer erzählt (A 428) ὣς ἄρα φωνήσασ' ἀπεβήσετο oder (ι 385 f.) ἔνερθεν ὑποσσείουσιν ἱμάντι ἁψάμενοι ἑκάτερθε, so ist klar, daſs Thetis erst weggeht, nachdem sie zu Ende gesprochen hat, und die Gehilfen, ehe sie den Bohrer in Bewegung setzen, fest angefaſst haben. Aber ich muſs zugeben, was Meltzer energisch betont: die Reihenfolge der einzelnen vergangenen Handlungen, die in solchen Fällen der Sache nach vorhanden ist und ohne deren deutliche Erfassung und Hervorhebung manche Sätze für einen Deutschen gar nicht verständlich werden würden, sind sprachlich im Griechischen überhaupt nicht ausgedrückt. Wie wäre es sonst möglich, daſs dieselbe sprachliche Form auch da angewendet wird, wo die beiden Handlungen nicht auf einander folgen sondern gleichzeitig sind? In Verbindungen wie φθεγξάμενος ὀλίγῃ ὀπί με πρὸς μῦθον ἔειπεν (ξ 492), dem häufigen καί μιν φωνήσας ἔπεα πτερόεντα προσηύδα, in δακρύσας ἔπος ηὔδα (K 58) könnte einer noch meinen, wenigstens das Anheben der Stimme, das Hervorbrechen der Thränen liege vor dem eigentlichen Reden. Aber diese Ausflucht versagt anderwärts, z. B. N 358 f.: πτολέμοιο πεῖραρ ἐπαλλάξαντες ἐπ' ἀμφοτέροισι τάνυσσαν. Aus νεῦσ' ἐπὶ οἷ καλέσας (ρ 330) machen wir, um es

recht natürlich zu verstehen: „er rief durch einen Wink zu sich“. Und wenn es kurz vorher (304 f.) heifst: νόσφιν ἰδὼν ἀπομόρξατο δάκρυ ῥεῖα λαθὼν Εὔμαιον, so enthält hier das Partizip des Aoristes vollends etwas, das — nach lateinisch-deutschem Schema betrachtet — der Haupthandlung nachfolgt. Wir übersetzen wohl: „so dafs er unbemerkt blieb“; aber wir sollen uns bewufst bleiben, dafs wir dies nur deshalb thun, weil wir eben den fremden Gedanken den Anschauungsformen unsrer Sprache anpassen müssen. Sie ist diesmal zugleich reicher und ärmer als die griechische: reicher in der Unterscheidung von Stufen in dem Geschehenen, und darum für's Erzählen besser ausgerüstet; aber weniger scharf im Auffassen und Bezeichnen der Art, wie etwas geschieht.

Dies zeigt sich wieder an einigen Beispielen, die man, weil sie vom Deutschen aus unmittelbar nicht begriffen wurden, durch ein äufserliches Mittel, Angleichung der Tempora, hat erklären wollen. Wilamowitz giebt das epikureische λάθε βιώσας als Muster; aber da liegt der Grund des Aoristes tiefer. Für den Philosophen ist im grofsen Zusammenhang der Natur das Leben des einzelnen Menschen wie ein Punkt, der unbeachtet bleiben soll. Auch λάνθανε βιῶν wäre möglich, doch ein ganz andrer Gedanke: eine Aufforderung zu fortgesetztem Verzichten auf äufseren Erfolg. So ist auch an den Stellen des Herakles, die dem Herausgeber zu jener Anführung den Anlafs bieten, der Aorist doch wohl von innen heraus zu verstehen, besonders deutlich 531 f., wo Amphitryon den im Augenblicke der höchsten Not ankommenden Sohn begrüfst:

ὦ φίλτατ' ἀνδρῶν, ὦ φάος μολὼν πατρί,
ἥκεις, ἐσώθης εἰς ἀκμὴν ἐλθὼν φίλοις;

Nicht durch den Einflufs des benachbarten ἐσώθης ist ἐλθών statt eines, wie Wilamowitz meint, logisch richtigeren ἐρχόμενος hervorgerufen; sondern es malt ganz natürlich die Freude des schwer Bedrängten, schon Verzweifelnden, dem plötzlich die Hilfe erscheint. — Ein geläufiges Beispiel in unsern Grammatiken ist der Satz aus dem Phädon (60c): εὖ ἐποίησας ἀναμνήσας με. Auch

hier könnte ein in lateinisch-deutschen Zeitbegriffen befangener Sinn Anstofs nehmen. Auseinandergelegt würde der Satz heifsen: ἀνέμνησάς με, εὖ ἐποίησας. Und das zieht der Grieche zusammen, ohne auf den Gedanken zu kommen, dafs der grammatisch untergeordnete Gedanke sich nun auch in seinem zeitlichen Charakter nach dem regierenden zu richten hätte. Das ἀναμνῆσαι ist freilich gleichzeitig zum εὖ ποιῆσαι; aber danach wird nicht gefragt. Für sich selber war es etwas auf einmal Eintretendes, und das findet im Aorist seinen Ausdruck.

Denn dabei wird es doch wohl bleiben, dafs der Aoriststamm das Eintreten einer Handlung oder eines Zustandes, der präsentische die dauernde, noch im Gange begriffene, noch nicht abgeschlossene Handlung bezeichnet. Den etwas abweichenden Aufstellungen von Meltzer kann ich mich nicht anschliefsen, glaube übrigens, dafs man in der Schule jedenfalls gut thut, nicht allzu viel Gewicht auf die begriffliche Erklärung zu legen, die vollkommen doch nie gelingt, während durch wirksame Beispiele die Änderung des Sprachgefühls, deren wir für das Griechische bedürfen, allmählich wohl erreicht werden kann. Herodot erzählt von den Griechen, wie sie im J. 480 sich berieten (VII 175): ἐβουλεύοντο πρὸς τὰ λεχθέντα ἐξ Ἀλεξάνδρου, τῇ τε στήσονται τὸν πόλεμον καὶ ἐν οἵοισι χώροισι. Den Sieg gewinnt der Gedanke, die Thermopylen zu besetzen, und so heifst es 7 Zeilen weiter: ταύτην ὦν ἐβουλεύσαντο φυλάσσοντες τὴν ἐσβολὴν μὴ παριέναι ἐς τὴν Ἑλλάδα τὸν βάρβαρον. Wie sie in der Beratung begriffen sind, steht das Imperfekt; der abschliefsende Punkt, das Hervortreten des Resultates wird durch den Aorist markiert. Auch unmittelbar nebeneinander finden sich so die beiden Tempora, z. B. in dem gern benutzten Satze der Anabasis (III 3,5): διέφθειρον προσιόντες τοὺς στρατιώτας καὶ ἕνα γε λοχαγὸν διέφθειραν; oder, bei anderem Verhältnis der Gedanken, im Infinitiv (Anab I 1, 8): ἠξίου δοθῆναί οἱ ταύτας τὰς πόλεις μᾶλλον ἢ Τισσαφέρνην ἄρχειν αὐτῶν. Dergleichen, wie es die älteren Grammatiken in reicher Auswahl boten, zu besprechen und einzelne Mustersätze fest einprägen zu lassen, sollte man auch heute nicht

verschmähen. Eine besonders gute Gelegenheit zur Vergleichung der Tempusstämme bietet der verneinte Imperativ; dafs und wie μὴ θαύμαζε etwas andres ist als μὴ θαυμάσῃς, vermag ein Sekundaner recht wohl nachzufühlen. Und darauf kommt doch alles an, dafs die Schüler lernen, sich von ihrem Sprachgefühl aus und mit seiner Hilfe in das eines anderen Volkes einzuleben. So wird ihnen das fremde Denken verständlich, das eigene gelenkig und frei.

Dieser Grundsatz hätte davor bewahren sollen, für den gnomischen Aorist, dem wir zum Schlufs noch unsre Aufmerksamkeit zuwenden, eine künstliche Erklärung zu suchen. Ich bin gewifs einverstanden und in einem früheren Kapitel dieses Buches selber dafür eingetreten, dafs man das Prinzip der Formübertragung oder falschen Analogie auch auf syntaktische Verhältnisse anwende; doch die Art wie Mutzbauer es benutzt[45]), um den Gebrauch der augmentierten Form des Aoriststammes in Vergleichen und Sentenzen herzuleiten, könnte gar davon abschrecken. Sie zeigt Scharfsinn, aber kein natürliches Sprachgefühl. Überhaupt wird man zur Erklärung auf einem Umwege sich doch nur da entschliefsen, wo das unmittelbare Verständnis einer fremden Spracherscheinung nicht möglich ist; den gnomischen Aorist aber können wir deutsch ganz gut nachempfinden, ja wir haben selbst eine ähnliche Ausdrucksform.

„Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie „gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot „gehen“: in diesen Worten ist eine persönliche Lebenserfahrung des Psalmdichters (37, 25) zusammengefafst. Er könnte einen Schritt weiter gehen und sagen: „der Gerechte ist nie verlassen und sein Same braucht nicht nach Brot zu gehen“; aber diesen Schlufs zu ziehen überläfst er dem Hörer, er selbst giebt nur das thatsächliche Material. Ebenso Schiller in den Worten des ägyptischen Königs an Polykrates oder, ohne ein regierendes Verbum des Erfahrens, in der Braut von Messina: „Noch keiner entrann dem verhängten Geschick“. Das ist genau so gedacht

wie bei Homer (α 216) οὐ γάρ πώ τις ἑὸν γόνον αὐτὸς ἀνέγνω, wo man deshalb das Recht hat ganz wörtlich zu übersetzen. Auch positive Gedanken kennen wir im Präteritum. Ohne erkennbare Verschiedenheit der Denkform stehen neben einander die Sprichwörter: „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren“, aber „Mit Harren und Hoffen hat's mancher getroffen“. Und Lessing läſst Nathan sagen (II 7): „Der Blick des Forschers fand nicht selten mehr, als er zu finden wünschte“. Wenn man in den Lehrbüchern der griechischen Grammatik nachsieht, wie viele von den dort gesammelten Beispielen des gnomischen Aoristes ein πολλάκις oder ἤδη oder οἱ πλεῖστοι enthalten, so wird man finden, daſs es geradezu die Mehrzahl ist; und alle diese gestatten eine getreue Nachbildung im Deutschen ebenso gut wie die verneinten Sätze. Auch eine Erfahrung wie die bei Homer ausgesprochene (Σ 309): ξυνὸς Ἐνυάλιος, καί τε κτενέοντα κατέκτα, läſst sich in gleicher Fassung wiedergeben: „auch schon den, der töten wollte, hat er getötet“.

So ist es zuletzt nur ein mäſsiger Bestand, um den diese Gedankenform in der fremden Sprache ausgedehnter ist als bei uns. Ῥεχθὲν δέ τε νήπιος ἔγνω ist eigentümlich griechisch gesagt, ohne ein „oft“ oder „schon“; ebenso z. B. das mittlere Glied in den Worten Hektors, welche die Macht schildern die Zeus über die Gemüter ausübt (P 177 f.): ὅς τε καὶ ἄλκιμον ἄνδρα φοβεῖ καὶ ἀφείλετο νίκην ῥηιδίως, ὁτὲ δ' αὐτὸς ἐποτρύνει μαχέσασθαι. Dieses Beispiel zeigt aber zugleich, daſs die Anwendung des Aoristes in Sentenzen durchaus nicht als Gesetz gilt; das Präsens ist auch im Griechischen ebenso gut möglich. Sätze wie: γελᾷ δ' ὁ μῶρος κἄν τι μὴ γελοῖον ᾖ, oder bei Homer (γ 48): πάντες δὲ θεῶν χατέουσ' ἄνθρωποι, könnten deutsch gedacht sein, und sind doch auch vollkommen griechisch.

Fassen wir die gemachten Beobachtungen zusammen! Um einen allgemeinen Satz auszudrücken, kann man entweder die thatsächliche Erfahrung mitteilen, auf der er beruht, aus der dann Hörer oder Leser durch Folgerung ihn gewinnen sollen; oder man kann ihnen diese kleine Mühe abnehmen und den Schluſs

selber vollziehen. Im ersten Falle steht das Präteritum, im andern das Präsens. Beide Weisen sind in beiden Sprachen gebräuchlich; nur ist die eine im Griechischen, die andre im Deutschen etwas bevorzugt.

Der Aorist steht bei Homer auch in Vergleichen, und hat hier einen verwandten wenn auch nicht ganz denselben Ursprung wie in der Sentenz. Ὥς τίς τε κατέκτανε βοῦν ἐπὶ φάτνῃ (δ 535) kann man übersetzen: „wie schon mancher getötet hat"; auch in meinen Anmerkungen ist es so verstanden. Aber ich fürchte doch, dafs damit etwas Fremdes hereinkommt. Mag sein, dafs es ein gebräuchliches Verfahren war, wilde Stiere so zu überraschen; da liegt denn die Vorstellung des öfter Geschehenen in der Sache, nicht im sprachlichen Ausdruck. Denn desselben bedient sich Homer auch da, wo er ein einzelnes Vorkommnis mit individuellen Zügen ausmalt. So, wenn Alexandros vor Menelaos zurückschreckt wie der Wanderer vor einer Schlange (Γ 33 ff.), wo es doch wunderlich wäre zu denken: „wie schon mancher in einer Gebirgschlucht die Flucht ergriffen, zu zittern begonnen hat und bleich geworden ist"; oder in der Beschreibung dunkler Massen von Fufsvolk, die den beiden Aias folgten (Δ 275 ff.):

ὡς δ' ὅτ' ἀπὸ σκοπιῆς εἶδεν νέφος αἰπόλος ἀνὴρ
ἐρχόμενον κατὰ πόντον ὑπὸ ζεφύροιο ἰωῆς·
τῷ δέ τ' ἄνευθεν ἐόντι μελάντερον ἠύτε πίσσα
φαίνετ' ἰὸν κατὰ πόντον, ἄγει δέ τε λαίλαπα πολλήν·
ῥίγησέν τε ἰδών, ὑπό τε σπέος ἤλασε μῆλα —
τοῖαι ἅμ' Αἰάντεσσι κτλ.

Welche Übersetzung sollen wir wählen: „wie ein Hirte, wenn er das sieht, schaudert" oder „wie der Hirt, als er es sah, schauderte"? Offenbar geht auch das zweite sehr wohl an. Und indem wir es versuchsweise einsetzen, wird uns klar, worin eigentlich das Wesen des griechischen Gebrauches dem deutschen gegenüber liegt. Es ist eben der Unterschied, von dem Lessing in der ersten seiner Abhandlungen über die Fabel

spricht: der allgemeine und blofs gedachte Fall wird dadurch anschaulicher, dafs ihm der Erzählende die Wirklichkeit verleiht. Wie aber Homer überall nicht darauf ausgeht, ja gar keinen Sinn dafür hat, ein einmal ergriffenes Gedankenverhältnis streng festzuhalten, so ist es auch hier: mitten in der Erzählung drängt sich gelegentlich das Bewufstsein hervor, dafs es sich doch nur um etwas Angenommenes, Allgemeines handelt — dann fällt er aus dem Aorist ins Präsens; oder er hat mit der allgemeinen Form begonnen, wird aber von der Phantasie fortgerissen, dafs er meint, es sei von einem bestimmten Ereignis die Rede, an das er sich erinnere — dann giebt er das Präsens auf und läfst den Aorist eintreten. In den Versen aus Δ haben wir beide Übergänge hintereinander; ein weiteres Beispiel der einen Art ist Λ 558 ff, von der zweiten N 298 ff. Ähnliche, die in der Odyssee vorkommen, sind in meinen Anmerkungen besprochen. Ihre Deutung hat Widerspruch erfahren; vielleicht findet sie nun in der zusammenhängenden Betrachtung eine Stütze.

VIII.

Modi.

— — ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings herum liegt schöne grüne Weide.
Mephisto.

Dafs es den Unterschied zwischen irrealen und potentialen hypothetischen Perioden, der in der reifen lateinischen Sprache so wichtig ist, bei uns nicht giebt, wurde schon erwähnt. Auch in einfachen Wunschsätzen bleibt das entsprechende Verhältnis im Deutschen unausgedrückt: ob man sich den Wunsch als erfüllbar denkt oder auf seine Erfüllung, schon indem er ausgesprochen wird, verzichtet. Der Gedanke *O mihi praeteritos referat si Juppiter annos!* würde in der Übersetzung — „wenn mir wieder brächte" — nicht anders lauten, auch wenn *referret* statt *referat* gesagt wäre. Der gröfsere Formenreichtum der lateinischen Sprache macht sie im Ausdruck modaler Beziehungen der deutschen überlegen, ebenso wie sie selbst hinter der griechischen zurücksteht; denn der Optativ ist bei den Römern mit dem Konjunktiv verschmolzen, also als besondrer Modus verloren gegangen. *Do ut des,* in die Vergangenheit geschoben, giebt *dabam ut dares;* aber ἐδίδουν ἵνα διδοίης steht neben δίδωμι ἵνα διδῷς. Dieselbe Abstufung im Finalsatze wird griechisch durch den geänderten Modus, im Lateinischen durch Anwendung eines anderen Tempus ausgedrückt. Freilich, wenn man εἴτε ἐνίκησα mit *utinam vicissem* vergleicht, so scheint es fast als ob das Umgekehrte vorliege:

die Zeitstufe zwar ist beidemal durch das Tempus, doch der Wunsch selber in *vicissem* durch den Modus, im Griechischen aber — auch wieder durch das Tempus bezeichnet. Doch es scheint nur so; in Wahrheit ist in ἐνίκησα der Wunsch überhaupt nicht ausgedrückt, nur durch die Betonung und das vorangestellte εἴτε angedeutet.

Diese Erwägungen reichen schon aus um daran zu erinnern, wie verkehrt es war, was doch wohl hier und da noch geschieht, die Moduslehre einer fremden Sprache mit einem System der an sich möglichen oder unentbehrlichen modalen Verhältnisse zu beginnen. Da trennte man zunächst Aussage- und Begehrungssätze, stellte dann je nach Bedarf drei oder vier denkbare Weisen der Aussage auf, um schliefslich in das *ad hoc* zurechtgemachte Fachwerk den Inhalt, dem es im Grunde seine Entstehung verdankte, einzuordnen. Schwer war das nicht, aber weder wissenschaftlich noch praktisch das Rechte. Frei und unberechenbar ist auch im Gebiete des Modus die Mannigfaltigkeit dessen, was die verschiedenen Sprachen und Völker empfinden, für wichtig halten, auszudrücken getrieben werden. Dem Lernenden aber bleibt ein solches Schema von bestimmten und bedingten, irrealen und eventualen Aussageweisen fremd und unlebendig. Er besitzt die Begriffe noch nicht; wie soll er das Bedürfnis erkennen sie in Worte zu bringen? Hier wenn irgendwo gilt das Verfahren, dafs der Unterricht von den vorhandenen Formen der einzelnen fremden Sprache ausgeht, sie vergleicht und ordnet, mit Hilfe von verwandten Elementen in der Muttersprache zu begreifen sucht, um so allmählich die Gedanken nachzuempfinden, die dahinter stecken.

Der neueste Bearbeiter der lateinischen Moduslehre, Armin Dittmar[46]), hat sich vor dem Fehler, eine allgemeingiltige Einteilung und Abgrenzung der Modi vorauszusetzen, gehütet; allzu deduktiv aber ist auch er vorgegangen. Er hat beobachtet, dafs konjunktivische Fragen nicht selten im Sinne eines „gereizten Widerspruches“ gestellt werden: *Ego auscultem tibi? Quid*

negoti sit? Ubi ego audiverim? Diese Färbung des Gedankens findet sich auch in abhängigen Sätzen, deren allmähliche Entstehung aus selbständigen Dittmar ganz richtig beurteilt. *Mihi tu ut dederis pallam et spinter, numquam factum reperies* (Plaut. Men. 683): hier braucht man nur nach *spinter* stark zu interpungieren, was ganz wohl noch angeht, um den ursprünglichen Fragesatz „du solltest mir gegeben haben?“ wieder zu erhalten. Aber nun geht der Verfasser weiter und unternimmt es, unmittelbar aus der Grundbedeutung einer „polemischen Frage“ alle Anwendungen des lateinischen Konjunktivs abzuleiten. Dabei kann es denn, so manches Treffende auch im einzelnen zu Tage gefördert wird, ohne arge Gewaltsamkeiten nicht abgehen. Vergebens hofft man die Fülle des Gebrauches in einer reichen, durch Jahrhunderte entwickelten Sprache aus einem oder wenigen Grundbegriffen zu konstruieren. Angenommen selbst, man hätte den ursprünglichen Sinn glücklich erfafst, so hat dieser im Laufe der Zeit bis zu der uns bekannten Litteratur hin so viel erlebt, hat so vielfach in gewissen konventionell befestigten Verbindungen eine besondere Wendung bekommen, die nun wieder als eine Art von Grundbedeutung der Ausgangspunkt für weiteres Wachstum wurde, so oft sind durch das Wirken der Analogie, durch Übertragung fertiger Formen die Verhältnisse zwischen verschiedenen Gebrauchsweisen verschoben worden, dafs es ganz unmöglich ist aus dem allen nachträglich nun ein System zu bereiten.

Für den Unterricht macht das Verständnis des Konjunktivs in Nebensätzen keine zu grofse Mühe: wo er weder eine Absicht ausdrückt wie im Finalsatz noch einen Zweifel wie in der indirekten Frage, ist er das Zeichen einer engeren Abhängigkeit, einer inneren Beziehung zum regierenden Satze, was ja auch im Namen *Coniunctivus* kurz und gut gesagt ist. Dagegen zeigt der Gebrauch dieses Modus im selbständigen Satze manches Auffallende, was Erklärung fordert.

1. Wie kommt es, dafs der Potentialis im Lateinischen so

stark beschränkt ist? Nicht einmal „ihr könntet euch wundern, du dürftest recht haben" lassen sich einfach übersetzen, sondern wollen umschrieben sein: *credo ego vos mirari, haud scio an recte dixeris.* In Obertertia und Untersekunda thut man genug die Thatsache anschaulich zu machen und einzuüben; der Schüler einer oberen Klasse fragt hoffentlich nach dem Grunde. Der liegt auch nicht fern. Da es im Lateinischen kein ἄν giebt, so würde ein für sich stehender Konjunktiv der Aussage von dem des Wunsches nicht unterschieden werden können; diese Gefahr besteht nicht, wo er mit einem bedingenden Satze verbunden ist: *si ex vobis quaeram . . . ., miremini.* So ist der Potentialis in der hypothetischen Periode ganz geläufig, sein absoluter Gebrauch ist unter dem instinktiven Streben nach Deutlichkeit verkümmert.

2. *Haec cum viderem*, fragt Cicero pro Sest. 19, 42 f., *quid agerem, iudices? contenderem contra tribunum plebis?* Wir übersetzen „was hätte ich thun sollen?" und lehren, dafs es umgekehrt im Lateinischen nicht etwa heifsen dürfe *quid fecissem?* Aber in der Antwort auf solche Frage sind beide Tempora berechtigt. So gleich in derselben Rede (20, 45): *restitisses, reppugnasses, mortem pugnans oppetisses,* doch auch (24, 54): *si meis incommodis laetabantur, urbis tamen periculo commoverentur.* Woher dieser Unterschied? dafs die Wahl des Tempus in der Aufforderung frei steht, in der zweifelnden Frage gebunden ist, und zwar an das was vom Deutschen abweicht.

Um die Erklärung zu finden, mufs man etwas weiter zurückgreifen. Es ist durch historische Betrachtung längst erkannt[47]; dafs die Scheidung in „potential" und „irreal" auch bei den Römern nicht ursprünglich ist, dafs es in ältester Zeit nur einen Modus der Bedingtheit gab — eben den der jetzt als Potentialis gilt — für die Gegenwart durch den Konjunktiv des Präsens, für die Vergangenheit durch den des Imperfekts ausgedrückt. Diesen Modus der Aussage finden wir noch oft genug, auch bei Cicero, z. B. in Verr. IV 13, 31: *mirandum in modum — canes*

venaticos diceres — ita odorabantur omnia, d. i. „man hätte [damals] sagen können"; und entsprechend beim Wunsche, wenn er als ein solcher bezeichnet werden soll der in einer vergangenen Zeit hätte erfüllt werden können, Tuscul. I 6, 11: *mallem Cerberum metueres quam ista tam inconsiderate diceres,* „du hättest lieber fürchten sollen"; endlich vereinigt zur kondizionalen Periode Verr. IV 23, 52: *qui videret, urbem captam diceret.* An diesen Beispielen sieht man aber auch, welche weitere Entwickelung sich anschliefsen konnte und mufste: was in der Vergangenheit hätte geschehen können, ist nun eben nicht geschehen; was früher im Bereiche der Möglichkeit lag, ist für die Gegenwart im negativen Sinne erledigt. So verschiebt sich der Potentialis der Vergangenheit zum Irrealis der Gegenwart: „wer so etwas [heute] sähe, würde meinen . . ." Dabei wird uns klar, wie es dahin gekommen ist, dafs ein modales Verhältnis, die Irrealität des Wunsches wie der Aussage, ausgedrückt wird durch die Tempusform. Nachdem aber einmal der neue Modus entstanden war, bedurfte er einer Ergänzung für die Vergangenheit; und da ergab sich von selber zum Imperfekt als frühere Stufe das Plusquamperfekt: *O si tacuisses! Philosophus mansisses.*

Während sonach für die Aussage wie für den Wunsch der Konjunktiv des Imperfekts in der reifen Sprache eine doppelte Bedeutung hat, ist der Dubitativus immer einfach geblieben. Wendungen wie *cur resisterem? quid facerem?* konnten niemals einen irrealen Sinn für die Gegenwart annehmen, folglich auch nicht ihre Bedeutung der Vergangenheit verlieren: so konnte auch kein Bedürfnis entstehen, die Vergangenheit dadurch neu zu bezeichnen, dafs man den Gedanken ins Plusquamperfectum zurück verlegte.

3. Vielleicht findet mancher, diese Ableitung sei für Schüler zu umständlich; dann mag man sie ihnen erlassen. In einem andern Falle aber ist es gerade die herkömmliche Behandlungsweise, die den Lernenden eine unnötige Schwierigkeit — nicht

des Erklärens sondern der Unklarheit — zumutet. Fragesätze wie *quis dubitet? quis putaret?* sind der grammatischen Form nach nicht verschieden von *quid faciam? quid agerem?* Trotzdem ist es gebräuchlich sie vom Dubitativus zu trennen und dem Potentialis zuzurechnen: *putares, dixerit quispiam.* Auch Harre verfährt so. Nun ist es ja richtig, dafs in der Frage *quis neget?* dem Sinne nach eine Aussage gegeben wird; und das kann auch der Schüler verstehen, wenn man ihn zum Nachdenken auffordert. Einteilung aber und Benennung halten sich doch besser an's Einfache und Nächstliegende. Gerade indem wir *quid faciam?* und *quis putet?* zusammenstellen, regen wir dazu an beide zu vergleichen und den Unterschied scharf zu erkennen: der Dubitativus bezeichnet einmal eine Frage des zweifelnden Entschlusses, im andern Fall eine zweifelnde Frage mit negativem Sinn. — Den Preis gewinnt auch diesmal Ellendt-Seyffert, der, Auflage für Auflage, ein Beispiel mit *quis dubitet?* unter dem Potentialis, *quis crederet?* unter dem Dubitativus aufführt.

Eine zusammenhängende Durchnahme der griechischen Moduslehre erfolgt in Obersekunda, also zu einer Zeit wo die lateinische bereits bewältigt ist. Auch vom griechischen Gebrauch ist vieles einzelne schon bekannt geworden; die Homerlektüre eines Jahres hat eine Vorstellung davon gegeben, wie Nebensätze aus selbständigen Sätzen entstehen: so ist es möglich, hier nach einem Plane zu verfahren, der auch den Lernenden von Anfang an offen liegt. Die gewöhnlichen Fälle des Indikativs in der Aussage, der Erzählung werden nicht erst besprochen; wir beschränken uns auf diejenigen Erscheinungen, die dem Griechischen eigentümlich sind.

I. Für sie ist grundlegend der Unterschied, ob ἄν gesetzt oder weggelassen wird; zunächst in selbständigen Sätzen.

1. Optativ { a) mit ἄν = Potentialis,
b) ohne ἄν Ausdruck des Wunsches.

ὦ παῖ, γένοιο πατρὸς εὐτυχέστερος,
τὰ δ᾽ ἄλλ᾽ ὅμοιος — καὶ γένοι᾽ ἂν οὐ κακός.
Soph. Ai. 550 f.

2. Indik. Praet. { a. mit ἄν = Irrealis,
b. ohne ἄν Ausdruck des Wunsches.

a. τίς ἄν ποτ᾽ ᾤετο. Soph. Ai. 430.
ὑπό κεν ταλασίφρονά περ δέος εἷλεν. Δ 421.
b. εἴθ᾽ εἶχες, ὦ τεκοῦσα, βελτίους φρένας. Eur. Elektr. 1061.
εἴθε σε μήποτ᾽ εἰδόμαν. Soph. Kön. Oed. 1217.

3. Konjunktiv { a. mit ἄν = Futur,
b. ohne ἄν Ausdruck der Aufforderung.

a. πληθὺν δ᾽ οὐκ ἂν ἐγὼ μυθήσομαι οὐδ᾽ ὀνομήνω. B 488.
τὴν δέ κέ τοι πνοιὴ βορέαο φέρῃσιν. κ 507.
b. ἴωμεν. — μὴ φύγῃς.

Alle drei Modi geben, mit ἄν verbunden, eine Aussage, ohne ἄν eine Willensäufserung. Das gilt auch für den Konjunktiv, dessen Grundbedeutung — die der Erwartung — so oder so gewendet werden kann. Dafs Homer auch wohl den blofsen Konjunktiv im Sinne des Futurs gebraucht, wird man hier nicht hervorheben, sondern sich begnügen ihn da, wo er einmal vorkommt (z. B. ζ 201: οὐκ ἔσθ᾽ οὗτος ἀνὴρ οὔτ᾽ ἔσσεται οὐδὲ γένηται), als Besonderheit zu erklären; beim Optativ findet sich ja das Entsprechende (z. B. γ 231: ῥεῖα θεός γ᾽ ἐθέλων καὶ τηλόθεν ἄνδρα σαώσαι). — Die Verbindung οὐκ ἂν μυθήσομαι οὐδ᾽ ὀνομήνω zeigt, dafs μυθήσομαι nicht Futur ist sondern Konjunktiv des Aoriststammes ohne Dehnung des Bindevokals; und nach diesem Muster müssen, worauf schon in Kap. V hingewiesen wurde, alle ähnlich zweideutigen Formen beurteilt werden[28a]). Thut man das, so ergiebt sich ein ansehnlicher Bestand dieses Typus bei Homer, der zwar im späteren Griechisch durch das einfache Futur verdrängt ist, in abhängigen Sätzen aber fortlebt und da nur von diesem Ursprunge aus verstanden werden kann.

Dafs wir Potentialis und Irrealis als den „Modus der Bedingtheit“ zusammenfassen, ist schon erwähnt. Das äufsere Zeichen

dieses Verhältnisses ist ἄν, für das ich folgende Regel einprägen lasse:

> „ἄν (κεν) drückt aus, dafs das Verbum, bei dem es steht, an eine Bedingung geknüpft ist; diese ist entweder ausgesprochen oder durch den Zusammenhang angedeutet“.

Darin sind die Fälle von ἄν beim Infinitiv wie beim Participium schon mit erledigt; nur der Konjunktiv fügt sich nicht ganz gleichartig dem System ein.

II. Der Unterricht gewinnt die drei Paare von Bedeutungen aus Beispielen, die teils in der Lektüre dagewesen und leicht aufzufrischen sind, teils neu gegeben werden. Durch Vergleichung und gemeinsame Überlegung finden dann die Schüler das zu Grunde liegende Gesetz. Und jetzt kann die Betrachtung umwenden, um die hauptsächlichen Verbindungen und Gebrauchsweisen abzuleiten, in denen dieselben Modi in abhängigen Sätzen erscheinen. Dabei mufs die Regel zu Hilfe genommen werden, die diesmal der Lehrer einfach mitteilt:

> „Modus obliquus in der Vergangenheit ist der Optativ, für die Gegenwart giebt es keinen. Die griechische Sprache unterscheidet sich hierin wesentlich von der lateinischen[48])“.

1. Damit sind abhängige Aussagen und indirekte Fragen ohne weiteres erledigt: sie bleiben unverändert, so wie sie als direkte Rede waren, wenn das regierende Verbum präsentisch ist; ist es ein Präteritum, so treten sie in den Optativ. So der herrschende Gebrauch. Aber die unveränderten Modi finden sich auch in der Sphäre der Vergangenheit: ἔλεγον ὅτι Κῦρος μὲν τέθνηκεν, Ἀριαῖος δὲ πεφευγὼς ἐν τῷ σταθμῷ εἴη (Anab. II 1, 3); πατέρα προσεδέρκετο δέγμενος αἰεί, ὁππότε δὴ μνηστῆρσιν ἀναιδέσι χεῖρας ἐφήσει (υ 385 f.); τοῖσι ἄγειν μέλλουσι τὰ δῶρα ἐνετέλλετο ὁ Κροῖσος ἐπειρωτᾶν τὰ χρηστήρια, εἰ στρατεύηται ἐπὶ Πέρσας Κροῖσος [καὶ εἴ τινα στρατὸν ἀνδρῶν προσθέοιτο φίλον. Hdt. I 53]. Woher diese Abweichung? und woher überhaupt, schon bei regierendem Präsens, die Form der direkten Rede im abhängigen Satze?

Das ist eine Frage, die auch die Schüler aufwerfen und,

wenn man sie ein wenig anleitet, beantworten können. Sie finden bald: wenn im Nebensatze die Form des Hauptsatzes beibehalten wird, so kann das nur darin seinen Grund haben, dafs er eben noch nicht völlig zum Nebensatz geworden ist. Nun haben sie bei Xenophon gelesen (Anab II 4, 16): Πρόξενος εἶπεν, ὅτι αὐτός εἰμι ὃν ζητεῖς, wo die Konjunktion nicht viel mehr bedeutet als unser Anführungszeichen, das uns blofs ermahnt: jetzt kommt ein Gedanke, den der Schreibende nicht unmittelbar ausspricht sondern als den einer andern Person. In deren Seele versetzt er sich und denkt von dort aus, und zwar so lebhaft, dafs er sich dieser Verschiebung gar nicht bewufst bleibt (εἶπεν, ὅτι αὐτός εἰμι); zu scharfem Ausdruck gelangt ist sie in der deutschen Fassung: „dafs er es sei, den jener suche“: die geläufige griechische Form steht in der Mitte. Wenn ein Angeklagter sich beschwert (Lys. 24, 15): λέγει ὡς ὑβριστής εἰμι καὶ βίαιος, so sagt er ὡς εἰμί in erster Person von seinem eigenen Standpunkt aus, den Indikativ aber gebraucht er noch aus dem Sinne des Gegners, über dessen Vorwürfe er berichtet. So sind hier zwei Vorstellungsweisen vermischt; und das trifft für alle die Sätze zu, die als fremde Rede in abhängiger Form eingefügt sind, doch aber den Modus der direkten Rede festhalten. Beide Standpunkte, des Sprechenden und dessen über den gesprochen wird, auseinander zu halten gelingt leichter, wenn sie auch der Zeit nach von einander abstehen. Darum ist auch im Griechischen für Aussage- und Fragesätze, die von einem Verbum der Vergangenheit abhängen, die perspektivische Verschiebung des Modus herrschend geworden; hier bedarf es einer besonders lebhaften Vergegenwärtigung, wenn der Modus der direkten Rede beibehalten werden soll.

2. Bei Finalsätzen müssen wir die Regel über den Modus obliquus mit den drei Formen der Willensäufserung zusammennehmen, die wir in selbständigen Sätzen gefunden haben. So ergeben sich auch hier drei Stufen. Im Bereich der Gegenwart steht der Konjunktiv: πρὸς κέντρα μὴ λάκτιζε, μὴ πταίσας μογῇς (Aesch.

Agam. 1583). Ist das regierende Verbum ein Präteritum, so tritt der Regel nach dieselbe Verschiebung ein, wie in abhängigen Aussagesätzen: ὧρσαν δὲ νύμφαι, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο, αἶγας ὀρεσκῴους, ἵνα δειπνήσειαν ἑταῖροι (ι 154 f.). Aber auch hier steht es dem Redenden frei, sich die vergangene Situation, die Menschen die in ihr handelten, die Absichten von denen sie geleitet wurden, so deutlich zu vergegenwärtigen, dafs er nun wie aus der Gegenwart heraus spricht: dann gebraucht er den Konjunktiv. Z. B. Hdt. I 29: Σόλων ἀπεδήμησε ἔτη δέκα, ἵνα δὴ μή τινα τῶν νόμων ἀναγκασθῇ λῦσαι. Endlich ist auch der Indikativ des Präteritums im Finalsatze, den die Grammatiken meist als etwas ganz Absonderliches behandeln, durchaus normal.

Dieser auf den ersten Blick auffallende Modus entspricht dem Irrealis des selbständigen Satzes und wird ganz von selbst überall da sich einstellen, wo der Gedanke, dem der Finalsatz eingefügt wird, ein Wunsch oder eine Aussage ist, die mit dem Bewufstsein des Gegensatzes zur Wirklichkeit ausgesprochen werden. Wenn man sagen mufs εἴθε ἥκοις ἵνα γνοίης, so auch: εἴθε μὴ ἠδίκησας ἵνα μὴ δίκην ἔδωκας. Ein Beispiel, in dem der regierende Satz eine bedingte Aussage enthält, können die Schüler schon bei Xenophon gelesen haben (Anab. VII 6, 23). Für den Wunsch bieten einen schönen Beleg die Choëphoren (195 f.), wo Elektra von der gefundenen Locke sagt: εἴθ' εἶχε φωνὴν ἔμφρον' ἀγγέλου δίκην, ὅπως δίφροντις οὖσα μὴ 'κινυσσόμην. Und zwei Fälle des irreal gedachten Finalsatzes kurz hinter einander haben wir im König Ödipus 1386 ff.:

— — — εἰ τῆς ἀκουούσης ἔτ' ἦν
πηγῆς δι' ὤτων φαργμός, οὐκ ἂν ἐσχόμην
τὸ μὴ ἀποκλῇσαι τοὐμὸν ἄθλιον δέμας,
ἵν' ἦ τυφλός τε καὶ κλύων μηδέν· τὸ γὰρ
τὴν φροντίδ' ἔξω τῶν κακῶν οἰκεῖν γλυκύ.
ἰὼ Κιθαιρών, τί μ' ἐδέχου; τί μ' οὐ λαβὼν
ἔκτεινας εὐθύς, ὡς ἔδειξα μήποτε
ἐμαυτὸν ἀνθρώποισιν ἔνθεν ἦ γεγώς;

Lehrreich ist besonders das letzte Beispiel, indem es wieder einmal daran erinnert, dafs nicht die Form eines Satzes sondern der Sinn, den er ausdrückt, für die Gestaltung der von ihm beherrschten Glieder mafsgebend ist; denn hier steht als übergeordneter Gedanke weder ein Wunsch noch eine Aussage sondern eine Frage: τί μ' οὐκ ἔκτεινας; womit aber im Grunde ein Wunsch gemeint ist: „hättest du mich getötet!“ Auch die bedingte Aussage dient oft nur zur Umschreibung eines Wunsches; und es ist kein Zufall, dafs in vielen der hierher gehörigen Beispiele das Hauptverbum des regierenden Satzes ἐχρῆν oder ἔδει oder ἐβουλόμην ἄν lautet.

Wenn in den durch ὅπως eingeleiteten Sätzen das Futur den Konjunktiv nahezu verdrängt hat, so bedarf dies eigentlich nur der Erwähnung, kaum der Erklärung, nachdem Verwandtschaft und Austausch zwischen Konjunktiv und Futur schon durch die Thatsachen des Modusgebrauches in selbständigen Sätzen deutlich geworden sind.

3. Der Satz mit ὅπως ist ein Spezialfall des Relativsatzes; und so schliefst sich hier leicht die Bemerkung an, dafs überhaupt in finalen Relativsätzen das Futurum herrscht. Und zwar gilt dies, ebenso wie bei ὅπως, nicht nur im Bereiche der Gegenwart, sondern auch wenn das regierende Verbum in der Vergangenheit steht. Dies hängt wieder damit zusammen, dafs alle Relativsätze ursprünglich selbständige Sätze waren, die angehängt oder eingeschoben wurden, und im Griechischen, zumal bei Homer, noch reichliche Spuren ihrer Selbständigkeit bewahrt haben. Davon wird im folgenden Kapitel zu reden sein. Hier genügt es zu konstatieren, dafs der Modusgebrauch in Relativsätzen eben der der unabhängigen Rede ist.

4. Nicht völlig trifft das zu für solche Relativsätze, die eine Bedingung ausdrücken. Diese müssen mit den eigentlich hypothetischen Sätzen zusammen besprochen werden, in unserm letzten Kapitel, wo denn die bisher durchgeführte Behandlungsweise der griechischen Modi eine letzte Probe zu bestehen haben wird.

IX.

Hauptsatz und Nebensatz.

> Während des Lebensprozesses geht nur eine Umwandlung, wie der Materie so der Kraft, niemals aber eine Erschaffung der einen oder der anderen vor sich.
>
> Julius Robert Mayer, 1845.

Bei der Besprechung des selbständigen und des bezogenen Tempusgebrauches begegneten wir einem Gelehrten, der sich darüber wunderte, dafs man von einer Koordination redete, die zugleich Subordination sein solle; das sei ein hölzernes Eisen. In Wahrheit ist dies das ganz Gewöhnliche; das Gegenteil wäre zu verwundern. Aller Satzbau ist aus den ursprünglichen, einfachen Formen der Parataxis allmählich entstanden: diese Erkenntnis legte zuerst Friedrich Thiersch seiner Behandlung der griechischen Syntax zu grunde; und seitdem ist sie durch alles, was die historische Forschung auf diesem Gebiete geleistet hat, bestätigt und mehr ins einzelne ausgeführt worden. Die Sprache ist kein bewufst und künstlich angelegtes System, in dem jedes Glied seinen einen bestimmten Platz hat, sondern etwas lebendig Erwachsenes, dessen unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit wir, um sie zu begreifen, nachträglich, so gut es geht, in ein Fachwerk einordnen. Da wird es dem beschreibenden Sprachforscher nicht anders gehen als dem Botaniker oder Zoologen: er wird Formen finden, die ihn zweifelhaft lassen ob sie in diese oder jene Gattung gehören; die Grenzen zwischen den Arten sind fast überall durch Kreuzungen und Spielarten verwischt. Welch ein

Abstand ist zwischen einem Satze mit *postquam* und etwa einem Finalsatz! Der eine ordnet sich nicht einmal in der Wahl des Tempus dem Hauptsatz unter, der andre zeigt durch die Notwendigkeit des Reflexivpronomens, dafs er mit dem ihn regierenden Satze zu éinem Gedanken verwachsen ist; jener steht am Anfang, dieser am Ende der Entwickelung zur Hypotaxis. Kann es anders sein, als dafs viele Stufen dazwischen liegen?

Der Ansicht, dafs Hypotaxe durchgängig aus Parataxe geworden sei, widerspricht scheinbar Paul in den „Principien der Sprachgeschichte“ ([2] S. 119): das Bestehen des erweiterten Satzes, der auch den primitivsten Sprachen nicht fehle, setze schon die Herabdrückung eines Satzes zum Satzgliede als vollzogen voraus; nur habe es für dieses Verhältnis in der ältesten Zeit keine besondre grammatische Bezeichnung gegeben, die Hypotaxe sei damals blofs eine logisch-psychologische gewesen. Mehr behaupte ich auch nicht. Damit aber verträgt sich aufs beste die Anschauung, dafs die später entstandenen Formen grammatischer Unterordnung aus denen der grammatischen Beiordnung erwachsen sind. Gerade Paul schildert (S. 120 ff.) sehr gut, wie sich logische und grammatische Beziehungen zwar wechselseitig bedingen, aber keineswegs immer decken. Es giebt gar keine Parataxe mit voller sachlichen Selbständigkeit der unter einander verbundenen Sätze; und es giebt viele Beispiele von Hypotaxe, bei der die untergeordneten Glieder eine gewisse innere Selbständigkeit bewahrt haben Beide Seiten wollen wir im Auge behalten, wenn wir jetzt die wichtigsten Arten der Nebensätze betrachten.

I. Die deutschen Relativsätze haben einen doppelten Ursprung, teils aus interrogativen teils aus demonstrativen Sätzen; die eine Weise herrscht im Lateinischen, die andere im Griechischen[48a]).

1. Wo das Demonstrativpronomen in relativischen Gebrauch übergegangen erscheint, ist ein Gedanke entweder nachträglich

angefügt oder als Zwischenbemerkung eingeschoben. I 364: ἔστι δέ μοι μάλα πολλά, τὰ κάλλιπον ἐνθάδε ἔρρων. Z 460: Ἕκτορος ἥδε γυνή, ὃς ἀριστεύεσκε μάχεσθαι. Hier braucht man nur vor dem Pronomen stärker zu interpungieren, so ist der selbständige Satz wieder hergestellt: „das habe ich zurückgelassen; er war der erste“. Ebenso bei den Parenthesen: τῷ δ’ ἄρα παρκατέλεκτο γυνή, τὴν Λεσβόθεν ἦγεν, Φόρβαντος θυγάτηρ I 664 f; ἄνδρα φέριστον, ὃν ἀθάνατοί περ ἔτισαν, ἠτίμησας I 110 f.: „die hatte er von Lesbos gebracht; ihn haben auch die Götter geehrt.“

Fragesätze, welche die Neigung haben sich in Relativsätze zu verwandeln[49]), stehen naturgemäfs dem Satze, der nachdrücklich die Antwort giebt und später als Hauptsatz erscheinen wird, voran. *Ubi bene? Ibi patria:* das können wir noch so denken. Nicht minder: *Qui tacet? Consentire videtur,* und im Deutschen: „Wer wagt? Der gewinnt“. Es kommt aber auch vor, dafs die Frage nachfolgt, z. B. bei Cato agric. 145: *homines eos dato* [der Verkäufer der Olivenernte] *qui placebunt aut custodi aut quis eam oleam emerit,* d. h. „dem Aufseher oder — wer hat diese Ölernte gekauft?“ Und recht lehrreich in einem parallelen Beispiel aus dem Griechischen, Soph. El. 316: ὡς νῦν ἀπόντος ἱστόρει, τί σοι φίλον; das heifst nicht *quid tibi placeat* sondern *quidquid placet.* In einem Punkte stimmen alle Fälle, wo ein indikativischer Relativsatz noch als Frage oder ein Fragesatz schon als relativischer Gedanke aufgefafst werden kann, überein: der Sinn ist immer verallgemeinernd, dem Gebrauche von ὅστις *quicunque quisquis* verwandt. Erst später hat sich *qui,* das von *quis* differenziert wurde, zur Bedeutung eines völligen Relativums mit allen für dieses geläufigen Anwendungen verschoben und ausgedehnt. Der gleiche Entwickelungsgang läfst sich fürs Deutsche noch erschliefsen. Und im Griechischen hat er sich, freilich als Besonderheit, innerhalb der geschichtlichen Zeit vollzogen in dem relativischen Gebrauch von τίς[50]), wovon ein frühestes Beispiel aus der Sprache der Tragiker schon angeführt wurde, der dann mundartlich und zuletzt in der κοινή weiter verbreitet ist.

2. Bei Homer giebt es eine grofse Zahl solcher Relativsätze, die sich wie die vorher angeführten einfach als Hauptsätze ablösen lassen[51]). Diese Möglichkeit wird nicht selten dadurch verstärkt, dafs das einleitende Pronomen mit τε verbunden ist: τῇ τ' ἀνδρῶν ὄμματα θέλγει „und mit dem bezaubert er" ε 47; ὅς τε μέγιστος ὅρκος δεινότατός τε πέλει „und das ist der stärkste Eid" ε 185 f. In meinen Anmerkungen zur Odyssee habe ich, wo sich der Anlafs bot, diese Auffassung des ὅς τε als die ursprüngliche hervorgekehrt, um auch den Schülern fühlbar zu machen, dafs die Partikel, mit der sie nichts anzufangen wissen, eigentlich einen ganz einfachen und deutlichen Sinn hatte. Auch ein δέ im sogenannten Nachsatze ist manchmal ein Rest von älterer, parataktischer Geltung des Relativsatzes, z. B. Z 146: οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν „So ist die Art der Blätter, so auch die der Menschen".

Die besondere Leichtigkeit, mit der sich so bei Homer viele relativische Sätze noch als selbständige denken und übersetzen lassen, ist eben ein Zeichen dafür, dafs er jenem frühen Alter des Sprachlebens, wo es grammatische Unterordnung noch nicht gab, näher steht als die Schriftsteller, die wir sonst lesen. Doch mufs man sich hüten zu glauben, dafs alle Sätze, die als nebengeordnete aufgefafst werden können, vom Dichter selber so gemeint gewesen seien. Begonnen hatte ein wirklicher Satzbau auch damals schon; das beweisen die doch ebenfalls nicht ganz wenigen Fälle, wo ein Modus obliquus im Relativsatze die logische Beziehung auf den Hauptsatz als das den Gedanken beherrschende Glied erkennen läfst. So Γ 109 f.: οἷς δ' ὁ γέρων μετέῃσιν, ἅμα πρόσσω καὶ ὀπίσσω λεύσσει, oder χ 414 f.: οὔ τινα γὰρ τίεσκον . . . . ὅτις σφέας εἰσαφίκοιτο. Und unter diesen Beispielen sind nun auch solche, in denen das τε hinter dem Relativum oder ein δέ im Nachsatze auf Selbständigkeit hinzudeuten scheint: ὅσση δ' αἰγανέης ῥιπὴ ταναοῖο τέτυκται, ἥν ῥά τ' ἀνὴρ ἀφέῃ πειρώμενος Π 589 f.; τῷ δάμνησι στίχας ἀνδρῶν ἡρώων, τοῖσίν τε κοτέσσεται ὀβριμοπάτρη α 100 f.; ὅν τινα μὲν βασιλῆα καὶ ἔξοχον ἄνδρα κιχείη, τὸν δ' ἀγανοῖς ἐπέεσσιν ἐρητύσασκε παραστάς B 188 f.

Hier sind die Partikeln, wie so viele Elemente der epischen Kunstsprache, traditionell festgehaltene Überreste aus einer Zeit, in der sie ihre gute Bedeutung hatten. Je weiter man sich von da entfernte, desto eher konnte es geschehen, daſs sie auch an Stellen angewendet wurden für die sie eigentlich gar nicht paſsten. Es wäre eine lohnende Aufgabe, den allmählichen Wandel der syntaktischen Formen innerhalb der Sprachschichten, die das Epos umfaſst, aufzuspüren und darzustellen.

3. Im Lateinischen hat sich in dem Gebrauche des relativischen Anschlusses ein Stück Selbständigkeit nicht eigentlich erhalten, aber auf den alten Bahnen neu entwickelt[52]), das schon von Quarta an auch den Schülern bekannt wird. Auffallender Weise haben erst wenige Grammatiken (z. B. Vogel 1897) sich entschlossen, mit der Vorstellung Ernst zu machen daſs es sich hier um wirkliche Hauptsätze handelt — die dann in der indirekten Rede natürlich die Form des Acc. c. inf. annehmen müssen —, wenn sie sich auch einer Form der Anknüpfung bedienen, welche sonst subordinierend gebraucht wird. Eine Schwierigkeit liegt in den Erscheinungen der relativischen Verschränkung, d. h. in der Konstruktion, bei welcher ein Gedanke nicht durch einen seiner eigenen Satzteile sondern mittelbar, durch einen Begriff eines ihm untergeordneten Satzes, relativisch eingefügt wird. Sätze wie Tuscul. V 15. 45: *qualia ista bona sunt, quae qui habeat miserrimus esse possit?* machen noch dem Primaner für die Übersetzung und vielleicht (οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν) auch fürs Verständnis zu schaffen. Die Beispiele, die in Tertia vorkommen, sind meist von der einfachen Art, wo der abhängige Gedanke zweiten Grades, der die Anknüpfung vermittelt, im Infinitiv steht. Diese Satzform verstehen zu lehren, die verschiedenen Weisen des entsprechenden deutschen Ausdruckes zur Geläufigkeit zu bringen ist ein wichtiges Stück unter den Aufgaben des lateinischen Unterrichtes. Von den Grammatiken und methodischen Schriften schweigen einige ganz darüber. Andere erwähnen kurz die „Relativsätze im Acc. c. inf.“ (Lattmann), oder auch umgekehrt den „Accus.

c. inf. im Relativsatze" (Holzweifsig, H. J. Müller): wo man zweifeln kann, welche von beiden Bezeichnungen die Sache weniger trifft. Eine umständliche Beschreibung, die kein Schüler versteht, giebt Vogel (§ 209). Kurz und verständig Harre (§ 232, 3): „Ein Nebensatz wird nicht blofs durch sein eigenes „Relativ, sondern auch durch das Relativ eines ihm untergeord- „neten Satzes abhängig." Aber wie greift man praktisch die Sache an? wie kann man die beiden Gedanken in reinlicher Analyse auseinanderlegen, wenn doch der Relativsatz selber gar kein Relativpronomen enthält sondern dieses ein wesentlicher Bestandteil des von ihm wieder abhängigen Satzes ist?

Ich will erzählen, wie ich es Jahre lang in Untertertia gemacht habe. Wir nahmen im deutschen Text beide Sätze zusammen als Parenthese und übersetzten sie zunächst mit demonstrativem Pronomen: „Die Reiter — ich hatte erwähnt, dafs sie durch den ersten Angriff der Feinde geworfen waren — zogen sich ins Lager zurück." *Dixeram eos primo impetu hostium pulsos esse* (bell. Gall. II 24). Oder: „Ulixes — Homer erzählt dafs durch seine Klugheit Troja erobert worden ist — wurde zehn Jahre lang von der Heimat ferngehalten." *Homerus narrat eius consilio Troiam expugnatam esse.* Dann wurde das Demonstrativum an den Anfang gebracht: *Eos primo impetu, ... dixeram, Eius consilio .... narrat.* Und zuletzt hiefs es: um diesen Satz in den, der ihn umgiebt, fest einzuhängen, versehen wir ihn mit einem Haken; als solcher dient *qu-* oder *cu-: quos primo, cuius consilio.* Die Jungen wurden angehalten alle Beispiele, die in den mündlichen oder schriftlichen Übungen vorkamen, auf diese Weise zu entwickeln. So gewannen sie — freilich auf „synthetischem" Wege — eine sichere Herrschaft über die fremdartige Gedankenform, und konnten sie dann auch in der Lektüre mit immer geringerer Mühe bewältigen. — Der Nutzen solcher frühen Anleitung wird noch auf späteren Stufen sich geltend machen, sei es im Homer, dadurch dafs nun leichter begriffen wird wie die Relativsätze ursprünglich unab-

hängige Sätze waren, oder beim Übersetzen aus dem Lateinischen, wo manchmal gerade die Form der Parenthese sehr wirksam angewendet werden kann[53]). *Si quid est in me ingenii, quod sentio quam sit exiguum*: „ich fühle wie gering es ist" (pro Arch. 1, 1).

4. Von den Relativsätzen, die im Konjunktiv stehen, ist schon gelegentlich die Rede gewesen, wenn einzelne auffallende Beispiele des Indikativs psychologisch erklärt (S. 57), *quod sciam* und *quantum scio* (S. 34) verglichen, die konzessive Bedeutung aus der kausalen (S. 54) abgeleitet wurde. Auch daſs konsekutiver Sinn und einschränkender auf eine gemeinsame Wurzel zurückgehen, würde sich zeigen lassen. Eine besondere Stellung nehmen die finalen Relativsätze ein, weil bei ihnen ein Zweifel über den Modus gar nicht aufkommen kann, vielmehr notwendig der Konjunktiv steht, eben zum Ausdruck der Absicht. Relativsätze, deren Inhalt geeignet ist den übergeordneten Gedanken zu begründen oder einzuschränken oder durch eine Folge näher zu bestimmen, können an sich auch in den Indikativ gesetzt werden; dann bleibt eben unangedeutet, daſs sie mit jenem Gedanken in einer nahen Verbindung stehen. Dies, und nur dies giebt der Konjunktiv zu erkennen, der hier seinen Namen mit Recht trägt — darauf wurde schon früher (S. 102) hingewiesen; welcher Art die Beziehung ist, muſs aus dem Zusammenhang hinzuempfunden werden. Nur die Absicht wird durch den Konjunktiv unmittelbar ausgedrückt, und sie wurde so ausgedrückt auch als der Satz noch unabhängig war. *Serit arbores, quae alteri saeclo prosint* (Cat. mai. 7, 24): da braucht man *quae* nur zu streichen, so enthalten die folgenden Worte gerade den Gedanken des Säenden. *Clusini legatos Romam, qui auxilium a senatu peterent, miserunt* (Liv. V 35) läſst sich nicht mehr so einfach zerlegen; aber in Beispielen wie dem in Kap. VIII aus der Rede für Sestius angeführten (S. 103), oder bei Terenz (Hec. 230): *quae hic erant, curares,* erkennt man noch de Gebrauch auch des imperfektischen Konjunktivs — der früher aus-

gedehnter gewesen sein mufs — einen Wunsch oder eine Aufforderung in selbständigem Satze auszudrücken. Der finale Relativsatz steht dem alten parataktischen Verhältnis viel näher als der kausale einschränkende konsekutive, deren Konjunktiv erst auf Grund einer schon vorhandenen grammatischen Abhängigkeit entstanden ist.

Die gröfsere Ursprünglichkeit macht sich auch da fühlbar, wo der Sinn eines die Absicht bezeichnenden Nebensatzes aus dem einer zweifelnden Frage entstanden ist. Das geschieht, wenn der regierende Gedanke den Begriff des Suchens, Sorgens, Strebens enthält; z. B. in Catil. I 4, 9: *delegisti, quos Romae relinqueres, quos tecum educeres.* Auch in solchen Fällen haben wir nicht Relativsätze, in denen um irgend einer Regel willen der Konjunktiv steht, sondern selbständige konjunktivische Sätze die an einen einleitenden Gedanken als Nebensätze festgewachsen sind. Zugleich wird hier von neuem deutlich, wie Relativsätze aus Fragesätzen entstehen konnten.

II. Auch die eigentlichen Finalsätze und abhängigen Fragesätze geben die frühere Selbständigkeit noch zu erkennen. Dittmar (Stud. z. lat. Modusl. 204) geht wohl zu weit, wenn er allgemein behauptet, der Konjunktiv in indirekten Fragen sei nicht Ausdruck der Abhängigkeit. Aber in sehr vielen Fällen trifft es zu. *Quo me vertam, nescio; incertus erat, quid faceret; quaeritur, naturane sit ius inter homines an in opinionibus* (de orat. III 29, 114): solche Beispiele lassen sich noch, wie sie da sind, in zwei koordinierte Sätze auseinanderrücken. Aber oft ist es anders: *hic quantum in bello fortuna possit et quantos afferat casus, cognosci potuit* (bell. Gall. VI 35); *miserabilior oratio fuit commemorantium, ex quantis opibus quo reccidissent Carthaginiensium res* (Liv. 30, 42, 18). Entstanden ist der Typus des indirekten Fragesatzes aus solchen Fällen, in denen eine direkte konjunktivische Frage mit einem Verbum des Fragens, Zweifelns oder auch Bescheidgebens zusammentraf, das seinem Begriff nach geeignet war die Herrschaft über sie zu übernehmen. Nachdem

dies dann geschehen war, wurde die fertige Form weiter gebraucht ohne Bewufstsein von ihrer Entstehung. Bei Terenz könnten wir noch interpungieren: *ut res gesta sit? narrabo.* Der spätere Gebrauch bei den Verben des Erzählens, wovon aus Livius ein Beispiel gegeben wurde, gestattet solche Zurückführung nicht mehr.

Absichtsätze und abhängige Begehrungsätze zu unterscheiden ist nicht ganz leicht; auch durch das, was Waldeck (Prakt. Anl. 154) darüber sagt, wird die Schwierigkeit nur hervorgehoben, nicht gehoben. Seinem Beispiele *hoc repeto, ne obliviscamini* stellt sich natürlich gegenüber *peto a vobis, ne hoc obliviscamini.* Man fühlt die Verschiedenheit; aber worin beruht sie im Grunde? — Der abhängige Begehrungsatz ist noch nicht allzu weit von der Selbständigkeit entfernt; man braucht nur Doppelpunkt und Gänsefüfse zu Hilfe zu nehmen, so sehen es auch die Schüler mit Augen: *peto a vobis*: *„ne hoc obliviscamini.“* Der Finalsatz läfst sich nicht mehr so abtrennen. Auch er giebt den Gegenstand zu einem Verlangen; aber dieses ist nicht ausgesprochen sondern die Vorstellung davon schwebt nur im Bewufstsein als das Element des Gedankens, das die beiden Glieder verbindet, die sonst auseinanderfallen würden. „Ich wiederhole dies [in dem Wunsche:] ihr sollt es nicht vergessen“. Eben hierin, in der Notwendigkeit zugleich und Möglichkeit einer solchen Ergänzung, liegt es begründet, dafs der Finalsatz so viel straffer untergeordnet ist als der abhängige Begehrungsatz. Nur durch langen Gebrauch und sichere Gewöhnung können zwei Gedanken so fest verbunden sein, dafs sich das Glied, welches sie zusammenhalten soll, aus ihrer Vereinigung von selbst erzeugt.

So sind denn die *ut-* und *ne-*Sätze bei den Verben des Fürchtens nicht eigentlich Finalsätze, sondern abhängige Begehrungsätze. Die richtige Erklärung des Unterschiedes, den hier die alten Sprachen und das Deutsche im Gebrauch der Negation aufweisen, beginnt ja nun endlich auch in die Schulpraxis einzudringen. Dafs in *Periculum est ne opprimamur* (or.

Phil. XIII 8, 16), *foedus veretur Hiempsal ut satis firmum sit* (de leg. agrar. II 22, 58), Ἐφοβεῖτο μὴ οὐ δύναιτο ἐκ τῆς χώρας ἐξελθεῖν (Anab III 1, 12) immer der Nebensatz das enthält was der Fürchtende wünscht, hatte man freilich längst beobachtet. Aber mit welchem Rechte wird hier ein Wunsch ausgesprochen, da doch das Verbum, das den Gedanken beherrschen soll, ein Begriff der Furcht ist? Die Frage[54]) läſst sich nur, dann aber ohne weiteres, beantworten, wenn man in Gedanken beide Sätze trennt: „Es ist Gefahr; daſs wir nicht überwältigt werden!" So ist bei Schmalz und Harre die Sache dargestellt, auch Dittmar vertritt natürlich die richtige Auffassung. Viele andere[55]) haben die vertraut gewordene Unklarheit in diesem Punkte noch nicht aufgeben wollen. Auf dem Wege dazu ist Lattmann, der (§ 149) ganz treffend bemerkt: „Die Verschiedenheit des Sprachgebrauchs „erklärt sich daraus, daſs der Deutsche den Finalsatz der latei„nischen Sprache durch einen bloſsen Objektsatz wiedergiebt, „deshalb auch den Indikativ setzt." So ist es in der That: der Deutsche drückt den Gegenstand der Furcht aus, Lateiner und Grieche einen Gedanken der sie begleitet. Der deutsche *daſs*-Satz ist ein von Grund aus abhängiges Glied der Rede, war logisch untergeordnet ehe er es grammatisch wurde; die Sätze mit μή *ne ut* waren logisch selbständige Teile der Rede und haben etwas von diesem Charakter noch bewahrt, nachdem sie durch nahen Anschluſs an das die Stimmung beschreibende Verbum in grammatische Abhängigkeit geraten sind.

Ein ähnliches Verhältnis finden wir bei den Verben des Hinderns. *Dolore impedior ne plura dicam* „der Schmerz hindert es daſs ich mehr sage", wörtlich: „durch den Schmerz werde ich gehindert; ich soll nicht mehr sagen". Der lateinische Nebensatz ist an den regierenden Gedanken herangewachsen, der deutsche aus ihm heraus. Hier begegnet nun das Eigentümliche, daſs sich das, was in der alten Sprache ein Rest früherer Selbständigkeit ist, im Deutschen nachträglich hier und da einstellt. Jeder kennt oder findet leicht Beispiele, auch aus der Litteratur,

in denen der von *hindern* abhängige *dafs*-Satz eine für unser Gefühl überflüssige Negation enthält, wie der welchen Heintze[56]) aus Gustav Freytag anführt: „Haben Sie die Güte zu verhindern, dafs der Lakai nicht zusieht“. Der Pleonasmus hat hier wie bei „sich hüten sich enthalten verwehren widerstreben warnen“ darin seinen Grund, dafs der logische Zusammenhang der Sprache, nachdem er erst erstarkt ist, sich allmählich auch wieder lockert. Gelegentlich mag man reifere Schüler — keine Tertianer — dazu anregen, dafs sie Erscheinungen verwandter Art aus dem Französischen, ja dem Griechischen herbeischaffen und zu beurteilen suchen. Mannigfachen Stoff und Gedanken zu seiner Würdigung bietet Paul im achten Kapitel seiner „Principien“, das „Kontamination“ überschrieben ist

III. Der Begriff „Konjunktionalsatz“, der vieler Orten beliebt ist, hat geringen Wert. Am wenigsten sollte man versuchen ihn für eine Einteilung der Nebensätze zu benutzen; denn weder von den Relativsätzen, noch vollends von den indirekten Fragesätzen lassen sich die mit Konjunktionen eingeleiteten scharf und ohne Willkür trennen. Immerhin sind die Bindewörter so wichtige und in mancher Beziehung, wenn auch nur äufserlich, gleichartige Träger der grammatischen Unterordnung, dafs es sich wohl verlohnt sie gemeinsam zu betrachten.

1. In den weitaus meisten Fällen gehörte das Wort, welches zwischen zwei Sätzen vermittelt, von Anfang her demjenigen an, der zuletzt als Nebensatz erscheint. Und oft ist es möglich die ursprüngliche Bedeutung noch zu empfinden und in Gedanken das alte parataktische Verhältnis wiederherzustellen. Das ist nicht nur an sich lehrreich, sondern hilft auch dazu, dafs manche Eigenheiten der Konstruktion, die zuerst nach mechanischer Regel wie etwas Willkürliches gelernt werden müssen, auf einer späteren Stufe des Unterrichtes verstanden und als notwendig erkannt wurden. Für *quin* (S. 69), für *ut* und *ne* (S. 120) haben wir Beispiele gehabt; auch für Fragesätze mit *num, -ne* lassen sie sich leicht finden, ohne dafs diesmal ein besondrer Gewinn damit erzielt

würde. Den giebt es wieder bei *utrum,* das immer Schwierigkeit macht, weil die Jungen sich merken sollen dafs es nur in Doppelfragen stehen darf. Hier würde ich gleich bei der ersten Durchnahme, in Tertia, vom inneren Grunde ausgehen und aus ihm die Regel ableiten. Parad. Stoic. VI 48: *utrum tandem pluris aestimemus, pecuniam Pyrrhi an continentiam Fabricii?* „Welches von beiden sollen wir höher schätzen?“ Caesar bell. Gall. I 40, 14: *ut quam primum intellegere posset, utrum apud eos pudor atque officium an timor valeret* „welches von beiden bei ihnen gölte, Ehrgefühl oder Furcht“. Wenn ein Schüler beim ersten Mal, wo *utrum . . . an* vorkam, es in solchen Beispielen[57]) gesehen und es noch als Pronomen zu übersetzen gelernt hat, so kann er auch später an der Konjunktion, die daraus geworden ist, nicht mehr irre werden. In gleicher Weise empfiehlt es sich diejenigen Konjunktionen, in denen Adverbia oder erstarrte Kasusformen des Relativstammes leicht erkennbar sind, von vornherein als solche zu behandeln: *cum (quom), quod, ubi* (vgl. *si-cubi);* ὡς ὅτι ὅτε ὄφρα (neben τόφρα), ἧος (neben τῆος). Die damit beginnenden Sätze stellen sich dann als eine Abzweigung von den Relativsätzen dar, was in einem Falle wieder recht greifbar dem Verständnis zu gute kommt, beim *cum* inversum. Man braucht so nicht mehr davon zu reden, dafs hier der Nebensatz eigentlich die Haupthandlung enthalte; es ist gar kein Nebensatz, sondern ein relativisch angeknüpfter Hauptsatz, der denn ganz mit Recht die Zeitsetzung bestimmt: in dem vorbereitenden Satze steht das Imperfektum zur Bezeichnung der Situation, die bestand als das Wichtigere — das Ereignis — eintrat.

2. Die geläufigste der deutschen Konjunktionen ist aus einem Pronomen entstanden, das dem Hauptsatz angehörte und in ihm auf einen psychologisch untergeordneten Gedanken hinwies. *Dafs* ist nichts weiter als *das;* Schülern, die sich jahrelang damit gequält haben beide auseinander zu halten, mag man etwa in Obersekunda die Genugthuung gönnen, dafs sie eigentlich ganz recht hatten den Unterschied nicht zu begreifen. „Ich weifs, dafs

mein Erlöser lebt" (Hiob 19, 25) können wir noch zerlegen — „ich weifs das: mein Erlöser lebt." In der Regel zeigt sich die veränderte Geltung des Satzes in der Wortstellung: „gedenke, dafs mein Leben ein Wind ist" (Hiob 7, 7). Nachdem dann einmal *dafs* als Konjunktion fertig war, wurde es auch auf solche Verba bezogen die keinen Accusativ regieren konnten, „überzeugt sein sich wundern sich hüten" u. a.: völlig die entsprechende Entwickelung wie im Lateinischen beim Acc. c. inf. Den Hinweis auf einen in zweite Linie gestellten Gedanken enthielten auch *indem, nachdem;* auch sie sind zu Konjunktionen, der durch sie angekündigte Satz ist zum Nebensatz geworden, dem sie nun selber mit angehören. Für *trotzdem* ist der gleiche Hergang noch nicht abgeschlossen; wir dürfen uns dagegen wehren es als *quamquam* zu gebrauchen, so lange es noch *tamen* heifst und so lange *trotzdem dafs* nicht unmöglich klingt. Einen Ansatz in ähnlicher Richtung hat *nun* gemacht. Wendungen wie Uhland's „Nun der halbe dich nicht rettet, ruf den ganzen doch herbei" sind in der Litteratur wie in der Umgangsprache geläufig, haben aber doch nicht dahin geführt, dafs das Wort zur wirklichen Konjunktion geworden wäre.

Alle diese Verhältnisse sind von Paul mit Scharfsinn und Witz ins rechte Licht gestellt[58]); sie wurden hier herangezogen, um für vereinzelte Erscheinungen in den alten Sprachen die Erklärung abzugeben. Aus dem Griechischen sind ἄχρι μέχρι von dieser Art und vor allem πρίν, das aber schon bei Homer als Konjunktion fertig ist und in der Entwickelung dazu nicht mehr verfolgt werden kann. Man möchte meinen einen ursprünglichen Typus in dem Satze X 265 ff. zu haben: οὐδέ τι νῶιν ὅρκια ἔσσονται πρὶν ἢ ἕτερόν γε πεσόντα αἵματος ἆσαι Ἄρηα; denn hier scheint πρὶν ἤ genau einem *prius quam* zu entsprechen, πρίν nichts weiter zu sein als *prius.* Aber Beispiele wie dieses und das ein wenig abweichende E 288 stehen zu vereinzelt, als dafs wir um ihretwillen behaupten dürften, die Konjunktion πρίν sei aus πρὶν ἤ verkürzt wie *simul* aus *simul atque.* Noch erkennen und wieder

auffrischen läfst sich die eigentliche Bedeutung im Lateinischen bei *sin,* obwohl es schon Cicero und seine Zeitgenossen als eine den Bedingungsatz einleitende Konjunktion empfanden[59]. Auch *licet* steht von Rechtswegen aufserhalb des einräumenden Satzes, dem es nun als Konjunktion angehört. Etwas anders liegt die Sache bei dem eben erwähnten *simul,* das in die folgende Gruppe hinüberweist.

3. Genau genommen ist es das allernatürlichste, dafs, wenn zwei Sätze mit einander verbunden werden sollen, beide etwas dafür leisten, gewissermafsen sich die Hand reichen; die kleinen Wörter, in denen dies beiderseits geschieht, verschmelzen dann leicht zu einem. So ist *tamquam* entstanden und eine Reihe temporaler Konjunktionen: *simul ac, postquam, antequam priusquam.* Alle haben das gemeinsam, dafs sie eigentlich zwei koordinierte Handlungen der Zeit nach mit einander vergleichen, und dafs nur von hier aus ihre sonst auffallende Gebrauchsweise verständlich wird. *Haec eodem tempore Caesari mandata referebantur et legati ab Aeduis et a Treveris veniebant* (bell. Gall. I 37); *Igitur simul consul ex multis de hostium adventu cognovit et ipsi hostes aderant* (Sall. Iug. 97, 4): man sieht, wie sich eine innigere Verbindung vorbereitet. Der mit *et* angeschlossene Satz braucht nur hinter *simul* eingefügt zu werden, so ist der bekannte Typus fertig Aber allerdings, wer sich einfügt ordnet sich irgendwie unter; mathematische Gleichheit der beiden Seiten (S. 52) bestand schon vorher nicht: so empfinden wir das durch *simul ac* ausgedrückte Verhältnis als hypotaktisch. Nur in der Wahl des Tempus hält sich die Selbständigkeit: nach *simul ac* herrscht absolute Zeitgebung, nicht relative[60]. Ebenso nach *priusquam,* sofern es mit dem Indikativ verbunden wird. „Die Böoter gaben den Kampf nicht auf, ehe sie den Widerstand der Feinde gebrochen hatten“: so würden wir sagen, indem wir die eine Handlung auf die andere als eine vorhergehende, vorausgesetzte beziehen. Cornel dachte: „das Weggehen fand nicht früher statt als das Niederschlagen“, schrieb also: *neque tamen prius*

pugna excesserunt quam repugnantes profligarunt (Epam. 9, 2). Dafs, wenn durch *priusquam* etwas nicht wirklich Geschehenes sondern nur Gedachtes eingeführt wird, der Modus der Abhängigkeit eine unabhängige Bezeichnung der Zeit nicht mehr zuläfst, ergiebt sich von selbst.

Häufiger und darum wichtiger als die bisher besprochenen ist *postquam,* auf dessen Erklärung in der Schule zu verzichten Waldeck anrät (Prakt. Anl. 209). Für Tertia, wo der vom deutschen abweichende Gebrauch eingeübt werden soll, gewifs mit Recht; aber auch für die oberen Klassen? Deren Aufgabe ist es doch gerade, die Schüler anzuregen, dafs sie über das Gelernte nachdenken, sich wundern wo Anlafs dazu ist, auch über manches längst Gewufste, bei der Verwunderung aber nicht stehen bleiben sondern zum inneren Grunde durchzudringen suchen. Wer *postquam* immer gleich mit „nachdem“ übersetzt, wird nie damit zurechtkommen; es bedeutete ursprünglich nur, dafs die eine vergangene Handlung „später als“ die andere eingetreten sei. In den Beispielen freilich, die uns erhalten sind, können wir das nicht mehr einsetzen; schon ein plautinisches *Postquam aurum abstulimus, in navem conscendimus* (Bacch. 277) würde wunderlich herauskommen, wenn wir dafür sagen wollten: „wir haben später das Schiff bestiegen, als das Gold weggenommen“. Das Wort ist früh zur Konjunktion geworden, zur unterordnenden, die nicht mehr zwei gleich wichtige Thatsachen sich gegenüberstellt, sondern eine etwas minder wichtige, vorbereitende beibringt. Ein Satz mit *postquam* ist ein Nebensatz, aber noch kein völliger; der Gebrauch des Perfekts darin ist ein Rest aus alter Zeit, wo der Satz noch unabhängig war. Die Dinge des wirklichen Lebens, des sprachlichen wie jedes anderen, lassen sich eben nicht alle sauber in ein System bringen; sie spotten der Schubfächer und Kästen, in die der geschäftige Gesetzgeber sie verteilen möchte. Sollte ein Primaner das nicht verstehen können? sollte derselbe nicht einsehen, wie ein Gebrauch, der heute widersinnig erscheint, unter anderen Verhältnissen, auf einer früheren Stufe der Entwickelung

seinen guten Sinn gehabt haben kann? Und würde er, wenn er das einsieht, nicht eine Anschauung erworben haben, die ihm einmal zu gute kommen wird wenn er Grammatik und Schule längst hinter sich hat? — Doch bleiben wir einstweilen bei den Temporalsätzen! auch für sie läfst sich noch ein kleiner Gewinn einheimsen, die Erklärung der Regel darüber, wann, abgesehen von einzelnen Fällen wie dem früher (S. 38) besprochenen, nach *postquam* das Plusquamperfekt steht. Wenn angegeben ist, um wieviel die Handlung des Hauptsatzes später ist als die des Nebensatzes *(multo, paulo, centum annis, septimo mense)*, so wird das Bewufstsein der Vergleichung beider Sätze, dafs der eine auf den anderen bezogen ist, dem Redenden lebendiger und schafft sich in der Form eines relativen Tempus Ausdruck. Dies hat auch Waldeck (S. 214) richtig hervorgehoben.

IV. Dies Kapitel kann nicht geschlossen werden, ohne dafs wir auch der Art von Nebensätzen im Zusammenhange gedenken, in der die Hypotaxe am entschiedensten durchgeführt ist, der „innerlich abhängigen". Für eine Einteilung des gesamten Gebietes ist auch dieser Begriff nicht verwertbar; jeder Satz kann innerlich abhängig werden, wenn es auch manche giebt die es ihrer Natur nach immer sind. Das sicherste äufsere Merkmal ist die Anwendung des Reflexivpronomens, deren eigentlicher Sinn schon (S. 112) kurz bezeichnet wurde. Aber nicht in jedem Falle ist ein Anlafs gegeben zwischen ihm und *is ea* zu wählen; und um das zu können, mufs man doch auch erst wissen was für einen Satz man vor sich hat. Nur wer immer blofs darauf ausgeht gegebene Texte zu deuten, nie selbst etwas in der fremden Sprache zu schreiben, hat es hier wie so oft bequemer.

Mit Benutzung vorhandener Versuche[61]) und in vielfachem Gedankenaustausch mit befreundeten Kollegen bin ich doch zu einer eigentlichen Definition nicht gekommen, und begnüge mich wenn es gelingt das Wesen der Sache verständlich zu beschreiben. „Innerlich abhängig" heifsen für uns solche Nebensätze, in denen der Autor nicht seine eigne Meinung ausdrückt, sondern die

Meinung desjenigen, der im regierenden Satze als handelnd gedacht ist. Man erkennt einen innerlich abhängigen Satz daran, dafs man ihn in einen Hauptsatz verwandeln kann, den ein andrer spricht oder denkt als der jetzige Autor. Hierher gehören:

1. alle Finalsätze (vgl. S. 119),
2. alle abhängigen Aussagesätze, Begehrungsätze, Fragesätze,
3. jede zusammenhängende Oratio obliqua,
4. jeder beliebige Nebensatz, wenn er aus dem Sinne dessen gemeint ist, der im übergeordneten Satze logisches Subjekt ist (vgl. S. 12).

In der vierten Gruppe liegt offenbar das eigentlich Schwierige. Man könnte sie in die vorhergehende mit einbegreifen; aber es ist doch praktischer, Fälle dieser Art für sich zu nehmen. *Scito me, posteaquam in urbem venerim, redisse cum veteribus amicis id est cum libris nostris in gratiam* (ad fam. IX 1, 2): dafs hier der Infinitiv, von *scito* abhängig, eine kurze indirekte Rede ist, würde der Schüler ja wohl verstehen. Bei dem bekannten *Socrates accusatus est, quod iuventutem corrumperet* (Quintil. IV 4, 5) müfste man ihm doch erst mühsam diese Vorstellung beibringen. So thut man besser von der getrennten Behandlung auszugehen und die Zusammenfassung einem späteren Rückblick vorzubehalten. Auch die Lehre vom Kreise wird niemand in der Schule damit beginnen, dafs er ihn als einen Spezialfall der Ellipse darstellt.

Wie jeder Nebensatz innerlich abhängig werden kann, so mag umgekehrt in einem, der es ist, ein einzelnes Glied wieder vom Standpunkte des Schriftstellers aus gedacht und gebildet werden. *Philippus aliquid et ad caritatem suorum, et ut promptius pro eo periculum adirent, ratus profecturum se, si equitum sepeliendorum curam habuisset etc.* schreibt Livius (31, 34, 1). Ein solches *eo* ist nun wirklich etwas Seltenes; häufiger kommt es vor, dafs inmitten eines innerlich abhängigen Satzgefüges plötzlich

der Indikativ eintritt. Wenn Cicero (de imp. Pomp. 14, 41) von den Provinzialen sagt: *nunc intellegunt non sine causa maiores suos, tum cum ea temperantia magistratus habebamus, servire populo Romano quam imperare aliis maluisse,* so ist der ganze abhängige Satz zwar ein Gedanke derer, die zu *intellegunt* Subjekt sind, die Zeitbestimmung aber fügt der Redner von sich aus hinzu. Durch *haberemus* würde der Sinn wesentlich geändert; der vorwurfsvolle Vergleich mit der Vergangenheit würde den Fremden in den Mund gelegt werden, während ihn hier Cicero ausspricht. Überall nun, wo jemand über Äufserungen und Ansichten eines anderen berichtet, als Geschichtschreiber oder vor Gericht, im Brief oder gesprächsweise, da kommt alles darauf an, dafs er scharf darauf achtet, welche Stücke seines Berichtes wirklich aus dem Kopf oder Munde des anderen stammen, dafs er sich hütet etwa einen Zwischensatz, auch nur eine Zeitbestimmung, einen Vergleich, ein Beiwort selber einfliefsen zu lassen. Eine sprachliche Übung also, welche die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt hinlenkt, die Fähigkeit der Auffassung solcher Unterschiede ausbildet[62]), hilft den Lernenden nicht nur klüger machen, sondern wirklich besser: vorsichtiger in dem was er über andere Menschen glaubt, gerechter in seinem Urteil und geschickter zu einem Leben in gesitteter Gemeinschaft.

X.

Bedingungsätze.

Ich ging den Strom hinauf und forschte nach der Quelle
Aus deren Schofse sich ergösse jede Welle.
Je weiter aber ich hinaufkam, ward mir kund,
Statt einer Quelle sei's ein ganzer Quellengrund.
Rückert.

Das Kapitel, dem wir uns zuletzt zuwenden, gehört zu den gefürchtetsten aber auch zu den lehrreichsten der lateinischen Grammatik. Die Hauptschwierigkeit der kondizionalen Verhältnisse liegt darin, dafs sie dem Schüler von Natur nur undeutlich bewufst und in ihren feineren Unterschieden gleichgiltig sind, so dafs er gar nicht begreift, wie die fremde Sprache dazu gekommen ist hier so mannigfaltige Formen auszubilden. Erst mufs er diese Formen als etwas Gegebenes kennen lernen, ehe man versuchen kann ihm die sachliche Berechtigung der darin ausgedrückten Gedanken verständlich zu machen. Darauf wurde schon gelegentlich (S. 34) hingewiesen.

Die Betrachtung geht von den bekannten drei Fällen aus, deren einer dadurch besondere Mühe macht, dafs er einen ganz unpassenden Namen trägt. Es giebt immer noch Grammatiken, deren Verfasser sich dadurch irre machen lassen und den „Realis“ aus irgend einer Beziehung auf die „Wirklichkeit“ erklären. Dafs in ihm die Annahme keineswegs immer mit der Wirklichkeit übereinstimmt, hat man ja wohl eingesehen; dazu war nur nötig das unglückliche *Si dies est, lucet* abends bei der Lampe zu lesen. Aber nun soll (bei Reinhardt und bei Ellendt-

Seyffert) der Indikativ ausdrücken, daſs die Bedingung „als wirklich hingestellt“ oder „als wirklich ausgesprochen“ werde. Was wohl ein Obertertianer sich dabei denken kann? Gar nicht übel sagt Stegmann „der mathematische Fall“, um anzudeuten, daſs es sich hier nur um das Verhältnis zwischen bedingendem und bedingtem Satz handelt, jeder Einfluſs einer begleitenden Stimmung auf den sprachlichen Ausdruck fehlt. Aber der alte Name wird sich schwer ausrotten lassen; vielleicht gelingt es aus der Not eine Tugend zu machen. Es schadet den Jungen gar nicht, wenn sie erfahren, daſs man das Wesen eines Dinges durchaus nicht immer aus dem Namen lesen kann[63]). Der Lehrer muſs dann nur offen anerkennen, daſs die Bezeichnung unzutreffend ist, und wird gut thun (mit Herm. Müller § 245) hinzuzufügen, daſs sie bloſs durch den Gegensatz zum irrealen Fall in Gebrauch gekommen sei. Als eigene Erklärung pflege ich zu diktieren:

> Der Indikativ steht im Bedingungsatze, wenn nichts darüber ausgesagt wird, in welchem Verhältnis sein Inhalt zur Wirklichkeit steht. Er kann mit ihr übereinstimmen — dann ist eben die Übereinstimmung nicht ausgedrückt *(Si* [nicht *quoniam*] *tibi hoc accidere potuit, quid nobis fiet?)*, er kann aber auch im Gegensatz zur Wirklichkeit stehen *(Si sciens fallo, Juppiter me perdat)*.

In der Behandlung des dritten Falles wird gern der entgegengesetzte Fehler gemacht, daſs man den Begriff der Wirklichkeit und ihres Gegenteils nicht ernst genug nimmt; auch in neueren Lehrbüchern ist wieder davon die Rede, daſs die Bedingung hier als „unmöglich“ hingestellt werde. Heiſst *irrealis* „unmöglich“? und nehme ich etwas Unmögliches an, wenn ich einem Schüler sage: „du könntest Gutes leisten, wenn du fleiſsig wärest“? Beispiele wie *Facerem, si possem* scheinen allerdings den läſslichen Sprachgebrauch zu verteidigen; aber die gesammelte Kraft einer Obertertia wird doch ausreichen zu erkennen, daſs hier der Begriff der Möglichkeit und Unmöglichkeit aus der Bedeutung von

posse stammt, nicht aus dem Modus. In der Grammatik ist kein Ding unmöglich, pflegte uns Heraeus zu sagen. Und er hatte ganz recht: sei es dafs jemand thöricht genug ist etwas Unmögliches für möglich zu halten, oder dafs er durch die Phantasie getrieben wird es sich als möglich vorzustellen: niemand kann ihm verwehren, das was er meint durch Benutzung der vorhandenen sprachlichen Mittel zu einem adäquaten Ausdruck zu bringen, also im lateinischen Bedingungsatze den Potentialis anzuwenden. Der Irrealis liegt da vor,

> wo die Bedingung einen Fall bezeichnet, der als das Gegenteil der Wirklichkeit hervorgehoben werden soll.

Hier kommt die Frage der Möglichkeit gar nicht in betracht, so wenig wie für den ersten Fall die nach der Wirklichkeit. Die drei sind ja nicht planmäfsig aufgestellt, so dafs sie sich wie Stücke eines Systems gegenseitig genau ergänzen und ausschliefsen, sondern sind unabhängig von einander entstanden und haben sich erst in der Grammatik zu einer Gruppe zusammengefunden.

Daher gerade ist es so schwer zwischen II und III die Grenze zu ziehen. Wie sagte der König zu Diogenes? *nisi Alexander essem* oder *si non Alexander sim*? Beides wäre möglich. Plutarch (Al. 14) berichtet: εἰ μὴ Ἀλέξανδρος ἤμην, Διογένης ἂν ἤμην. Aber der Ruhm des Fürsten wird gröfser, wenn man ihm den Potentialis in den Mund legt; denn dann denkt er sich den Tausch, im Augenblick wenigstens, als möglich, während ihn sonst das zuversichtliche Bewufstsein gar nicht verläfst, dafs er eben doch Alexander ist. Entscheidend für die Wahl des Modus ist, ob der Redende den Widerspruch zur Wirklichkeit, der in seiner Annahme liegt, hervorheben will oder nicht. Den richtigen Wortlaut der Erklärung würde ich schon in Tertia geben und aneignen lassen; gewürdigt werden kann er erst später, wenn Beispiele aus der Lektüre dazu führen. Venus will ihren Sohn aus dem Kampfgetümmel nach seinem Hause zurückrufen, damit er die Seinigen beschütze (II 598 ff.),

> *quos omnis undique Graiae*

circum errant acies et, ni mea cura resistat,
iam flammae tulerint inimicus et hauserit ensis.

Wirklich leistet ihre Fürsorge Widerstand; aber wenn sie das stark betonte *(ni resisteret)*, so würde Äneas gleich wieder beruhigt werden, da sie doch seine Angst wachrufen will. So wird an einer anderen Stelle (VI 293 f.) die Spannung für den Leser dadurch erhöht, dafs der Dichter selbst einen Fall als möglich ausmalt, der durch die Wirklichkeit ausgeschlossen war. Auch das horazische *si fractus illabatur orbis* ist stärker und ehrender als ein sachlich nicht minder berechtigtes *si illaberetur* sein würde.

Durch Beobachtungen dieser Art wird ein Primaner vielleicht von selber auf den Gedanken gebracht, dafs es Sätze genug giebt, die auf alle drei Weisen gebildet werden können, je nach der Stimmung aus der sie hervorgehen. Für den praktischen Zweck, in der Übersetzung das Richtige zu treffen, ist der sogenannte Realis dadurch sicher gestellt, dafs er im Deutschen ebenso lautet wie auf lateinisch; dieser Anhalt fehlt für die beiden anderen Fälle (vgl. S. 100), von denen ja auch bei den Römern der eine aus dem andern entstanden ist (S. 103). Da gilt es den Zusammenhang der Gedanken klar erfassen, um das zu treffen was der Autor gemeint hat. Und damit sich die Schüler diese Frage jedesmal vorlegen, bekommen sie folgende Regel:

> Die drei Fälle sind zu unterscheiden durch Parenthesen, die man auf Grund des Zusammenhanges ergänzt: 1) „denn das nehme ich jetzt an“, 2) „und das könnte ich mir ja denken“, 3) „aber ich weifs dafs es anders ist“.

Wenn es auf diese Weise mehr und mehr gelingt gewisse Fehler in den lateinischen Exerzitien zu verhüten, so verbindet sich damit unmerklich ein andrer, wichtigerer Nutzen. Die Schüler gewöhnen sich daran, die Worte die sie lesen, auch in ihrer Muttersprache, nicht als ein unmittelbares Abbild der Dinge und ihrer Verhältnisse hinzunehmen, sondern als einen Ausdruck der Auffassung von den Dingen, die irgend ein mehr oder minder

kluger und rechtschaffener Mensch gewonnen hat und mitteilen will. Wie viel Mifsverständnis, Enttäuschung, bitterer Streit könnte erspart werden, wenn auch im täglichen Leben dieser vorsichtige und gerechte Grundsatz zu einer Gewohnheit würde!

Nachdem das Verhältnis zwischen bedingendem und bedingtem Satz in seinen Hauptformen klar geworden ist und sich in den Köpfen der Schüler befestigt hat, hält es — schon in Sekunda — nicht schwer, sie bei der Lektüre oder durch gelegentlich mitgeteilte Beispiele darauf achten zu lehren, dafs eben dieses Verhältnis oft unter ganz anderen Gestalten erscheint. Diese werden nach und nach gesammelt und stellen sich zuletzt in einer stattlichen Reihe dar.

1. Temporalsätze. Reisig (§ 306) nahm drei Funktionen von *cum* an: temporal, kondizional, kausal. In neueren Grammatiken pflegt man diese Konjunktion von den Bedingungsätzen ganz zu trennen; doch mit Unrecht. Ein Satz wie der vergilische (Ecl. III 16) *Quid domini faciant, audent cum talia fures?* zeigt die kondizionale Bedeutung vollendet. Und wie sie leicht entstehen konnte, sieht man schon durch die Überlegung ein: der *cum*-Satz bezeichnet oft ein Ereignis, welches erst eintreten mufs, ehe ein anderes erfolgen kann; der Hauptsatz sagt oft etwas aus, was erfolgen wird oder zu erfolgen pflegt, nachdem zuvor etwas andres geschehen ist. Im Griechischen tragen diejenigen Zeitsätze, die eine wiederholte Handlung ausdrücken, völlig das Gepräge von Bedingungsätzen. Σωκράτης οὐκ ἔπινεν, εἰ μὴ διψῴη bei Xenophon (Mem. I 3, 5), und in Platons Gastmahl (p. 220[a]): οἷός τ' ἦν τά τ' ἄλλα καὶ — πίνειν οὐκ ἐθέλων — ὁπότε ἀναγκασθείη πάντας ἐκράτει, sind geläufige Beispiele der Schulgrammatik. Auch das deutsche *wenn* ist von *wann* abgezweigt.

2. Participialkonstruktionen. Hier geht ganz von selber der temporale Sinn in den bedingenden über, wenn das Verbum finitum nicht eine bestimmte Handlung erzählt, sondern von einer

zukünftigen oder blofs gedachten oder öfter sich wiederholenden spricht, wie in dem ersten unserer Beispiele zum Ablativus absolutus (S. 42). Das Orakel des Krösos ("Αλυν διαβὰς μεγάλην ἀρχὴν καταλύσει) bietet einen weiteren bekannten Beleg. Lehrreich ist auch Cäsar bell. Gall. V 39: *hanc adepti victoriam in perpetuum se fore victores confidebant,* wo nebenbei die Attraktion des Kasus, hier noch empfindlicher als bei *licet* (S. 14), beachtet werden mufs. In all diesen Fällen ist das Verhältnis von Bedingung und Bedingtheit gar nicht ausgedrückt, sondern erwächst erst aus dem sachlichen Zusammenhang.

3. Relativsätze, die verallgemeinernde Bedeutung haben. Homerisches ὅς τις und ὅτις kann man oft nur so übersetzen, als ob εἴ τις dastünde: ἡ γὰρ θέμις, ὅς τις ὑπάρξῃ ω 286; ἀνθρώπους τίνυσθε, ὅτις κ' ἐπίορκον ὀμόσσῃ Γ 279. Noch mehr tritt diese Verwandtschaft im Lateinischen hervor, dessen Relativsätze aus Fragesätzen entstanden sind und von daher, wie wir sahen (S. 113), eine Hinneigung zu dem Gedanken der Verallgemeinerung bewahrt haben. „*Qui tacet consentire videtur*“ mag uns hier noch einmal dienen. Auch im Deutschen steht es ähnlich. Vrîdank's Spruch: *Swer got minnet als er sol, des herze ist aller tugende vol,* oder das grausam wahre Wort des Evangeliums: „Wer da hat, dem wird gegeben“ (Matth. 13, 12), zeigen uns Relativsätze, deren logische Funktion die der Bedingung ist.

4. Selbständige Fragen. Auch diese hier zu finden müssen wir erwarten, wenn doch für relativische Sätze eben ihr Ursprung aus Fragesätzen den Grund dafür abgab, dafs sie eine Bedingung enthalten können. Und die Beispiele liegen nicht weit. Der Satz bei Plautus (Bacch. 502): *illum exoptavit potius? habeat; optumest,* läfst sich genau ins Deutsche übertragen: „hat sie jenen lieber gewollt? so mag sie ihn haben“. Hier braucht man nur das Fragezeichen zu tilgen, ohne irgend eine Änderung an den Worten, so erscheint die erste Hälfte auch äufserlich als hypothetischer Gedanke. Die Wortstellung, die ein solcher im Deutschen bei fortgelassenem „wenn“ annimmt, erinnert unmittelbar daran, wie

geeignet der direkte Fragesatz ist, eine Fallsetzung auszudrücken. — In der Schilderung eines widerspruchsvollen Betragens heifst es in der Rhethorik ad Herennium (IV 15, 21): *cum tibi loqui convenit, obmutescis; — ades? abesse vis; — abes? reverti cupis; — in pace bellum quaeritas etc.* Man mufs Dräger (Hist. Synt. I ² S. 338) recht geben, dafs bei dieser Interpunktion der Gedankengang lebhafter wird, als wenn man mit den neueren Herausgebern schreibt: *ades, abesse vis; abes, reverti cupis.* Das Verhältnis der beiden Glieder in jedem der beiden kurzen Sätze tritt durch die Frage viel deutlicher hervor.

5. Hauptsätze im Indikativ. Schon das letzte Beispiel zeigt, wie die blofse Aussage hinreicht, um eine Annahme zu bezeichnen, eine Voraussetzung, unter der das Nachfolgende gelten soll. Das Gleiche haben wir in dem Verse aus Terenz, den Cicero de amic. 25, 93 anführt: *negat quis, nego; ait, aio; postremo imperavi egomet mihi omnia adsentari.* Ein paar weitere Beispiele aus dem Bereich der Schullektüre sind: pro Rosc. Am. 20, 55 und Horaz sat. II 6, 48 f. Bei Livius schildert Hannibal vor der Schlacht am Ticinus seinen Soldaten die Habsucht der Gegner, in der Form, dafs er sich im Zwiegespräch mit dem römischen Volke denkt: *Parum est, quod veterrimas provincias meas Siciliam ac Sardiniam adimis? etiam Hispanias? Et inde cessero — in Africam transcendes* (XXI 44, 7). Ohne Grund suchen neuere Herausgeber, auch Hermann Müller, ein *si* in den Text zu bringen. Die enge Beziehung der beiden Sätze *(cessero — transcendes)* ist durch das Tempus ausgedrückt; die Art und den Sinn dieser Beziehung mag der Leser hinzuempfinden. Dafs ihm darin etwas zugemutet wird, ist nur natürlich; die Worte sind ja gesprochen zu denken, gesprochen in der Absicht die Hörenden zu packen.

6. Imperativ. Hier sind gleich einige wohlbekannte Citate zur Hand, von dem Spruche des Archimedes Δός μοι ποῦ στῶ, καὶ τὰν γᾶν κινασῶ bis zu Wallensteins bitterem Worte: „Sei im Besitze, und du wohnst im Recht“. Aus dem Lateinischen stellt sich

dazu etwa Tuscul. I, 13, 30: *Tolle hanc opinionem — luctum sustuleris.* Der Unterschied dieser Redeweise von den zuletzt vorher besprochenen springt in die Augen: während dort die Bedingung als eine Annahme, eine Fallsetzung erschien, tritt sie hier als Forderung auf, die erfüllt werden mufs, wenn irgend ein andrer Satz zugestanden werden soll. Dabei geschieht es denn wohl, dafs die Stimmung des Forderns etwas länger anhält und auch dem nachkommenden Zugeständnis die Form des Imperativs giebt, wovon *Divide et impera* ein freilich nicht klassisches Beispiel ist. Das heifst doch: „Trenne, und dann magst du herrschen". In der schönen Anwendung und Weiterbildung, die der Gedanke bei Goethe gefunden hat, ist das ursprüngliche Verhältnis der beiden Imperative verloren gegangen[64]).

7. Selbständige Wunschsätze. Diese drücken der Sache nach dasselbe aus wie der Imperativ, nur mit milderer Betonung. *Sint Maecenates! non derunt, Flacce, Marones* (Mart. VIII, 56, 5), und auf der andern Seite die schon einmal (S. 104) angeführte Mahnung an den Philosophen, der nicht schweigen konnte, zeigen den potentialen und den irrealen Fall der hypothetischen Periode bereits vorgebildet. Gelegentlich tritt auch in der reifen Sprache die ursprüngliche Art des Gedankens, wonach der bedingende Satz eigentlich ein Wunschsatz ist, wieder hervor. So bei Vergil (Aen. VI 30 f.): *tu quoque magnam Partem opere in tanto, sineret dolor, Icare haberes;* „liefse es der Schmerz nur zu" ist als Bedingung gedacht, aber in der Form des Wunsches ausgesprochen. In etwas andrer Weise altertümlich ist ein Satz bei Tacitus (Ann. I 28): *tarda sunt, quae in commune expostulantur; privatam gratiam statim mereare, statim recipias.* Hier enthält der erste Konjunktiv eine wirkliche Aufforderung („Verdiene dir nur!"), der zweite in potentialer Färbung die Angabe dessen, was dann geschehen würde. So hat der Schriftsteller aus seinem eigenen Denken dieselbe Satzfolge neu hervorgebracht, die schon Generationen vor ihm, durch Gewohnheit befestigt, zu einem Typus, eben dem des kondizionalen Gefüges, geworden war.

Im Deutschen sind ähnliche Verbindungen, auch in der Sprache des täglichen Lebens, ganz geläufig. Worauf es ankommt, ist immer, dafs Wunsch und bedingter Satz zwar zusammenstehen und zusammengehören, aber nicht grammatisch aneinander befestigt sind. Der Anfang des Volksliedes „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt', flög' ich zu dir“ unterscheidet sich sehr deutlich von einem ähnlichen, aber weit loser gefügten Gedanken in einem Goethe'schen Gedicht: „Ich wollt' ich wär' ein Pferd! da wär' ich dir wert“. Diese lose Fügung ist das Ursprüngliche. Wunsch und bedingte Aussage sind ja auch jedes für sich möglich und begegnen massenhaft so; wo sie aneinanderrücken, entsteht die innere Beziehung: der Wunsch wird zur Bedingung. Der umgekehrte Übergang ist nicht denkbar. Aber immer noch sind viele in der Vorstellung befangen, dafs die Satzform, welche in der Grammatik als die schärfste und vollständigste gelehrt wird, nicht nur die normale sondern auch die ursprüngliche sei. Selbst ein so kundiger Beurteiler der lebenden Sprache wie Hermann Wunderlich meint, Sätze wie „Ich thät's nicht“ oder „Wenn er sich wenigstens schont!“ beruhten auf einer Ellipse[65]).

8. Sätze mit *ut* und *ne*: *ut desint vires, tamen est laudanda voluntas* (Ovid ex Ponto III 4, 79) oder aus den Tuskulanen (II 5, 14): *ne sit sane summum malum dolor, malum certe est.* Dräger hat nachgewiesen (Hist. Synt II ² S. 759 f.), dafs diese Form der Fallsetzung erst seit Cicero gebräuchlich ist, also in einer Zeit aufgekommen, wo *ut* und *ne* längst als unterordnende Konjunktionen fest geworden waren. Trotzdem darf die Erklärung nicht an diese Konjunktionen anknüpfen, sondern mufs auf die Grundbedeutung zurückgehen, wonach *ut* so gut wie griech. ὡς (z. B. Σ 107) einen selbständigen Wunschsatz einleiten konnte, *ne* weiter nichts war als die dem Wunschsatze zukommende Form der Negation. Der ursprüngliche Sinn war denn also — hier ähnlich wie bei der relativischen Anknüpfung (S. 115) — noch in später Zeit lebendig genug um eine neue Ausdrucksweise

zu erzeugen. Von der unter der vorigen Nummer besprochenen ist sie nur äufserlich verschieden. —

Aus unsrer ganzen Zusammenstellung geht hervor, dafs es sehr mannigfaltige Arten giebt wie eine Bedingung ausgedrückt werden kann, oder richtiger: dafs es sehr mannigfaltige Gedankenformen gab, aus denen und an denen die Funktion der Bedingung in einer sich entwickelnden Sprache erwachsen konnte. Das wollen wir auch den Schülern klar machen und sie von der naiven Vorstellung befreien, als ob in den Wörtchen *si* εἰ *wenn* eine geheimnisvolle Kraft läge. Unter den vielen verschiedenen Weisen, wie das Verhältnis der Bedingung bezeichnet werden konnte, gewannen einige im Gebrauch die Oberhand; so ist der Typus entstanden, den unsre Grammatiken vorschreiben. Die lateinischen Bedingungsätze haben nicht deshalb ihre Bedeutung, weil sie mit *si* anfangen; denn sie finden sich oft genug in derselben Gestalt ohne *si*. Sondern dies Wörtchen ist dadurch zur Bedingungspartikel geworden, dafs es sich gewohnheitsmäfsig mit Sätzen verband, die selber einen Wunsch oder eine Fallsetzung enthielten und auf eine bedingte Aussage vorbereiteten. Von dieser Anschauung machen wir Gebrauch, wenn in Obersekunda das entsprechende Kapitel der griechischen Grammatik durchgenommen werden soll.

Für die griechischen Bedingungsätze giebt es die klassische, leider nicht zum Abschlufs gekommene Untersuchung von Ludwig Lange: Der homerische Gebrauch der Partikel εἰ (1872. 1873); in seinem Kolleg über vergleichende Syntax, das ich im Winter 1873/4 gehört habe, behandelte er auch diejenigen Stücke, die im Buche nicht ausgeführt sind. Auf Lange's Grundanschauungen beruht die Darstellung des Gegenstandes, die ich im Unterrichte zu geben pflegte und im Folgenden skizziere.

Das Wörtchen εἰ, von αἴ etymologisch nicht verschieden, ist ursprünglich eine Interjektion, geeignet der Stimmung Ausdruck zu geben die eine Aufforderung, einen Wunsch, ein Verlangen be-

gleitet. Εἰ δ' ἄγε d. i. „he, mach zu“ oder „frisch, wohlan“; εἴ τις καλέσειε (K 111. Ω 74) „rufe doch einer“; εἴ ποτ' ἔην γε sehnsüchtig: „ach, es war wenigstens einmal.“ Diese Partikel hat sich nun besonders im Eingang solcher Wunschsätze befestigt, denen eine bedingte Aussage folgte; und sie wurde — ob gleichzeitig oder erst unter dem Einfluſs dieses Gebrauches, läſst sich nicht entscheiden — auch dazu verwandt einen Aussagesatz einzuführen, der eine Annahme hinstellte, einen Fall bezeichnete, unter dessen Voraussetzung etwas Weiteres behauptet werden sollte. Auf diesen beiden Wegen sind die griechischen Bedingungsätze entstanden.

I. Daſs auch die fallsetzenden εἰ-Sätze ihrem Ursprunge nach selbständig waren, wird durch die — naturgemäſs nicht sehr zahlreichen — Beispiele bestätigt, in denen sie isoliert stehen. Dahin rechne ich nicht Stellen wie φ 260 f. Φ 487 f.; denn da liegt wirklich eine hypothetische Periode vor, deren Nachsatz unterdrückt oder in ungewohnter Form gegeben wird. Aber wenn die Freier ihren Genossen schelten (ρ 483 f.):

Ἀντίνο', οὐ μὲν κάλ' ἔβαλες δύστηνον ἀλήτην·
οὐλόμεν', εἰ δή πού τις ἐπουράνιος θεός ἐστιν! —

so mag man aus den Gewohnheiten einer gealterten Sprache heraus ergänzen: „was dann?“ Gemeint war vermutlich nichts weiter als: „denke dir den Fall, daſs es ein Gott ist!“ Ähnlich spricht Hephästos zu seiner Mutter A 580 f., wo Leaf die richtige Deutung giebt. Etwas anderer Art ist A 135 ff., weil hier ein zweiter εἰ-Satz gegenübergestellt wird und dieser mit einem Nachsatz versehen ist:

ἀλλ' εἰ μὲν δώσουσι γέρας μεγάθυμοι Ἀχαιοί,
ἄρσαντες κατὰ θυμόν, ὅπως ἀντάξιον ἔσται, —
εἰ δέ κε μὴ δώωσιν, ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι.

Hier können wir wörtlich nachbilden: „Entweder die Achäer geben mir ein Geschenk, — oder sie geben keines, dann werde ich . . . .“ Im letzten Verse ist das δέ des Nachsatzes bemerkenswert, auch ein Zeichen für die frühere Selbständigkeit des Vorder-

satzes. Davon bietet derselbe Gesang noch eine schöne Probe, in den Mahnworten Nestors an den Peliden, A 280 f.:

εἰ δὲ σὺ καρτερός ἐσσι θεὰ δέ σε γείνατο μήτηρ,
ἀλλ' ὅδε φέρτερός ἐστιν, ἐπεὶ πλεόνεσσιν ἀνάσσει.

„Gewifs, du bist stark, weil eine Göttin dich geboren hat; aber dieser ist vornehmer, da er über mehr Leute gebietet.“ —, Scheinbare Ellipse und ein δέ im Nachsatze verbunden haben wir Z 150 f., wo Glaukos von Diomedes über seine Abstammung gefragt ist und, im Zusammenhang der Rede, antwortet:

εἰ δ' ἐθέλεις καὶ ταῦτα δαήμεναι ὄφρ' εὖ εἰδῇς,
ἡμετέρην γενεήν — πολλοὶ δέ μιν ἄνδρες ἴσασιν.

„Doch du willst ja auch dies erfahren um es genau zu wissen, meine Herkunft — die kennen aber viele Menschen“. Nach grammatischem Schema würde man ergänzen: „wenn du wissen willst, so gebe ich zur Antwort“, wo dann das δέ hinter πολλοί wieder Not macht; Homer empfand den Gedanken einfacher und lebendiger. Im übrigen läfst sich natürlich oft nicht entscheiden, ob der ursprüngliche Sinn einer syntaktischen Form dem Dichter selber bewufst gewesen ist, oder sich nur deshalb in seiner Sprache leichter erkennen läfst, weil sie der Zeit, in der solche Formen entstanden sind, näher steht als die Litteratursprache. Nur darüber sollte kein Zweifel sein, dafs Singularitäten wie die hier besprochenen nicht auf das Prokrustes-Bett der Schulgrammatik gespannt werden dürfen, sondern einzeln ein psychologisches und geschichtliches Verstehen fordern, wo denn oft gerade sie den Anhalt bieten um zu sehen, aus was für Elementen die späteren Normalformen entstanden sind.

Der sogenannte Realis wäre erledigt; aber auch der zweite Fall, den die Schüler gern „Eventualis“ nennen, bedarf nur noch einer kurzen Erläuterung. Wenn die Annahme, die gemacht werden soll, sich auf die Zukunft bezieht, so kann entweder das Futurum benutzt werden (εἰ μὲν δώσουσι) oder der Konjunktiv mit κεν (εἰ δέ κε μὴ δώωσιν). Diesen Modus haben wir als sachlich gleichwertig mit dem Indikativ des Futurs früher (S. 106) kennen

gelernt und brauchen ihn hier blofs einzusetzen. Zwar findet sich ἤν, aus ἐάν kontrahiert, an etwa drei Dutzend Stellen schon bei Homer; aber mehr als doppelt so oft dienen εἴ κεν, εἰ μέν κεν, εἰ δέ κε dazu die Fallsetzung einzuführen. So hält es nicht schwer einzusehen, dafs in Sätzen wie μ 53 εἰ δέ κε λίσσηαι oder Σ 273 εἰ δ' ἂν ἐμοῖς ἐπέεσσι πιθώμεθα so gut wie in hypothetischen Relativsätzen die Modalpartikel eigentlich zum Verbum gehört und dafs nur durch den langen Gebrauch ἄν mit εἰ zu ἐάν verschmolzen ist. Ein Obersekundaner, dem dies klar geworden ist, hat einmal eine historisch richtige Ansicht gewonnen; sodann aber ist ihm die ganze Schwierigkeit erspart, die in dem besonderen Kondizionalfall liegen könnte, den das Griechische scheinbar mehr hat als das Lateinische. Er erkennt ihn als Spezialfall des ersten und findet hier im Bedingungsatze denselben Modus als Ausdruck der Zukunft wieder, der ihm in selbständigen Sätzen seit Beginn der Homerlektüre vertraut geworden ist.

II. Noch vollständiger und deutlicher stellt sich bei den wunschartigen Bedingungsätzen der Entwickelungsgang dar. Auch hier greifen wir auf den Modusgebrauch in Hauptsätzen (S. 105 f.) zurück, der uns eine doppelte Reihe, potential und irreal, erwarten läfst.

a) Den Anfang machen auf beiden Seiten Beispiele, in denen Wunsch und bedingte Aussage noch grammatisch unverbunden dastehen. So υ 236 f. in der Antwort des Rinderhirten an den Bettler, der soeben die Heimkehr des Königs angekündigt hat:

αἲ γὰρ τοῦτο, ξεῖνε, ἔπος τελέσειε Κρονίων!
γνοίης χ', οἵη ἐμὴ δύναμις καὶ χεῖρες ἕπονται.

Ganz ähnlich P 561 ff. δ 341 ff. φ 372 ff. Spärlicher sind Beispiele der irrealen Art; nur eins weifs ich mit Sicherheit anzuführen, Θ 366 ff. Dort vereinigen sich Athene und Here im Unwillen über die Not der Achäer, die von Zeus verschuldet sei; seine Tochter gedenkt der Hilfe, die sie einst ihm zu Liebe dem Herakles gebracht hat, und ruft aus:

εἰ γὰρ ἐγὼ τάδε ᾔδε' ἐνὶ φρεσὶ πευκαλίμῃσιν,
εὖτέ μιν εἰς Ἀΐδαο πυλάρταο προέπεμψεν
ἐξ ἐρέβευς ἄξοντα κύνα στυγεροῦ Ἀΐδαο!
οὐκ ἂν ὑπεξέφυγε Στυγὸς ὕδατος αἰπὰ ῥέεθρα.

Die Interpunktion ist in den meisten Ausgaben, auch der meinigen, falsch; Düntzer und Hentze haben das Richtige. Durch den sachlichen Zusammenhang ist die Möglichkeit ausgeschlossen εἰ γὰρ κτλ. als Begründung zu verstehen. Athene meint: „Das hätte ich nur wissen sollen! dann wäre er damals nicht entkommen“.

b) Die Verbindung von Wunsch und bedingter Aussage machte sich so natürlich, daſs die aneinander gerückten Sätze bald als ein grammatisches Ganze empfunden wurden. Ἀλλ' εἴ μοί τι πίθοιο, τό κεν πολὺ κέρδιον εἴη (Π 28): das ist eine fertige hypothetische Periode, die sich aber ohne weiteres so zerlegen läſst, daſs beide Teile wieder selbständig werden. Ebenso Θ 49 ff., wo Zeus zu seiner Gemahlin, und ι 456 ff., wo der Kyklop zum Widder spricht, und beide etwas, das sie wünschen, als Bedingung hinstellen. Dasselbe findet sich mehrfach im irrealen Verhältnis. Wo Patroklos im Eifer des Kampfes, das Verbot seines Freundes vergessend, sich fortreiſsen läſst, heiſst es (Π 684 ff.):

Πάτροκλος δ' ἵπποισι καὶ Αὐτομέδοντι κελεύσας
Τρῶας καὶ Λυκίους μετεκίαθε, καὶ μέγ' ἀάσθη
νήπιος· εἰ δὲ ἔπος Πηληϊάδαο φύλαξεν,
ἦ τ' ἂν ὑπέκφυγε κῆρα κακὴν μέλανος θανάτοιο.

Sicher wünscht der teilnehmende Dichter, daſs Patroklos das Verbot gehalten hätte; so wünscht δ 732 Penelope, daſs ihr des Sohnes Absicht zu verreisen vorher bekannt geworden wäre, ω 284 Laertes, daſs der Fremde den Gastfreund lebend angetroffen hätte: aber im Zusammenhang der Rede ist der Inhalt all dieser Wünsche als Bedingung ausgesprochen.

c) Eine weitere Stufe ist da erreicht, wo die Bedingung mit den Wünschen des Redenden nichts mehr zu thun hat, vielleicht gar ihnen widerspricht. So, wenn Phönix die harte Ablehnung, die Achill den Bitten des Königs Agamemnon entgegenstellt, für

dén Fall gelten lassen will, dafs jener keine Geschenke böte, I 515. 517 f.:

εἰ μὲν γὰρ μὴ δῶρα φέροι τὰ δ' ὄπισθ' ὀνομάζοι ....
οὐκ ἂν ἐγώ γέ σε μῆνιν ἀπορρίψαντα κελοίμην
Ἀργείοισιν ἀμυνέμεναι.

Auch Zeus, wo er den Ares bedroht (E 897 f.):

εἰ δέ τευ ἐξ ἄλλου γε θεῶν γένευ ὧδ' ἀίδηλος,
καί κεν δὴ πάλαι ἦσθα ἐνέρτερος Οὐρανιώνων,

will nicht sagen, er wünsche, dafs Ares nicht sein Sohn wäre; gleich darauf läfst er ja durch Päeon seine Wunden verbinden. Zweifeln könnte man Ψ 526 f., wo es der Gesinnung des Erzählers allerdings entsprechen würde, für Menelaos gegen Antilochos Partei zu nehmen; aber wer die Worte (εἰ δέ κ' ἔτι προτέρω γένετο δρόμος) unbefangen liest, wird kaum behaupten wollen, dafs diese Gesinnung gerade hier, in Gestalt eines Wunsches, zum Ausdruck komme. — In all solchen Fällen ist die Stellung des bedingenden Satzes, vor dem bedingten, das einzige was an das ursprüngliche Gedankenverhältnis erinnert.

III. Zuletzt verschwindet auch dieser Rest. Es ist schon bei Homer häufig genug, dafs der bedingende Satz nachgestellt ist, und zwar im Potentialis und Irrealis so gut wie im sogenannten Realis und seiner Nebenform. Τούτῳ μὲν γὰρ κῦδος ἅμ' ἕψεται, εἴ κεν Ἀχαιοὶ Τρῶας δῃώσωσιν, sagt Diomedes Δ 415 f. Mehr Beispiele herzuschreiben ist nicht nötig; Ξ 196, ε 178, E 679 f. sind solche, die jedes als Vertreter einer Gruppe von ähnlichen gelten können — Hier hat die Entwickelung ihr Ende erreicht: die reife Frucht löst sich von der Stelle, an der sie erwachsen ist. Die Sprache schaltet frei mit den ausgebildeten Formen und fürchtet nicht, undeutlich zu werden, wenn sie das, was durch die Natur der Sache das Vorausgesetzte ist, äufserlich nachsetzt.

Aus unsrer Ableitung wird ganz von selber auch klar, warum die Negation im Bedingungsatze μή lautet. Im ursprünglichen Wunsch konnte es nicht anders sein und ist nie anders geworden. Für die Fallsetzung aber war οὐ das Gegebene, und es findet

sich bekanntlich mehrfach in der älteren Sprache wie auch noch im Attischen: εἰ δ' οὐ κείνου γ' ἐσσί β 274, εἰ δέ τοι οὐ δώσει Ω 296, εἰ ἐν ταύταις οὐ μαχεῖται ταῖς ἡμέραις Xen. Anab. I 7, 18, u. ä. Man pflegt diese Ausnahmen dadurch zu erklären, daſs οὐ mit dem Worte, vor dem es stehe, éinen festen Begriff bilde; aber das läſst sich manchmal nur mit groſser Gewaltsamkeit darthun. Auch bedarf es solcher Entschuldigung gar nicht. Nur durch Angleichung an die wunschartigen Bedingungsätze haben die fallsetzenden das μή angenommen; und es kann nicht wunder nehmen, wenn das von alters her berechtigte οὐ immer einmal wieder auftaucht.

So löst sich auch für den Schüler die scheinbare Willkür der früher gelernten Regel, daſs nach εἰ und ἐάν kein οὐ stehen dürfe; und das ist gewiſs nicht unnütz. Wichtiger ist doch auch hier der allgemeine Gewinn der Anschauung, die ihm aufgeht: wie logische und sprachliche Formen, die, wo sie fertig vorliegen, ein System zu bilden scheinen, doch keineswegs als solches erdacht sind, sondern von verschiedenen Seiten her sich zu einem Ganzen zusammengefunden haben, das so, wie es nun ist, niemand vorhergesehen oder gewollt hatte. Überall in der Welt geht es so zu. In wirtschaftlichen und in politischen Verhältnissen, in den Formen der Religion wie des Rechtes soll der Jüngling, der sich zum Manne entwickelt, den gleichen Vorgang verstehen lernen. So vermag ich den Glauben nicht aufzugeben, daſs ihn für die Aufgaben, die seiner warten, ein Unterricht gut ausrüstet, der ihn an einem friedlichen, aller Leidenschaft entrückten und doch in sich wertvollen Stoff die Grundzüge des organischen Wachstums im Geistesleben kennen lehrt und seinen Blick dafür schärft. Dieser Stoff ist die Sprache.

Schlufs.

Wissenschaft und Praxis.

Was gelten soll, mufs wirken und mufs dienen.
Antonio.

Dieses Buch wird nach zwei Seiten hin Mifsfallen erregen: bei den Gelehrten, weil es die Wissenschaft mit Rücksichten der Erziehung verquickt, und bei den Pädagogen, weil es den Unterricht mit wissenschaftlichen Anschauungen belastet. Die Absicht war eben, der zunehmenden Entfremdung zwischen beiden Gebieten entgegenzuarbeiten. Als Friedrich August Wolf das philologische Seminar einrichtete, wollte er eine Anstalt schaffen, durch welche angehende Lehrer auf die praktische Ausübung ihres Berufes vorbereitet würden. Und was ist daraus geworden? Die jetzigen Universitätseminare sind Pflegestätten gelehrter Forschung, denen nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht wird, dafs sie die Arbeitskraft ihrer Mitglieder zu früh und einseitig für wissenschaftliche Einzelfragen in Anspruch nehmen, Untersuchungen an abgelegenen, möglichst wenig noch bebauten Stellen des klassischen Altertums veranlassen, anstatt zur Umfassung und Durchdringung derjenigen Stoffe anzuleiten, mit denen die jungen Philologen später, am Gymnasium, zu thun haben werden. Dio von Prusa und Ausonius gelten heute für würdigere Gegenstände des philologischen Universitätsunterrichtes als Homer und Tacitus; denn dort ist „noch etwas zu machen“, während es bei den „Schulschriftstellern“ schwer hält irgend ein neues Thema für eine Doktor-Dissertation auszufinden.

Es gehört viel Verblendung dazu, den Vater der klassischen Philologie in Deutschland für diese Geringschätzung der Schule und ihrer Aufgaben verantwortlich zu machen[66]); die jetzigen Vertreter der Wissenschaft aber bekennen sich ausdrücklich dazu. „Wer überhaupt weifs, was Wissenschaft ist, kann sich mit „niemandem auf eine Debatte einlassen, der wissenschaftlichen „Unterricht mit der Abrichtung für irgend einen Beruf ver„wechselt. Uns hat der Staat angestellt, Philologie zu lehren: „wie wir das thun, darüber legen wir vor keinem irdischen „Tribunale Rechenschaft ab“: so erklärte vor wenigen Jahren Wilamowitz in einer Göttinger Festrede[67]). Und damit gab er einer Ansicht Ausdruck, die in den Kreisen der philologischen Universitätslehrer allgemein herrscht. Dafs und warum diese Ansicht sachlich verkehrt ist, wurde schon in unsrer Einleitung gezeigt. Wichtiger ist, dafs ihre Anhänger gar nicht merken, wie sie gerade das Schlimme, das sie bekämpfen möchten, zu fördern geschäftig sind. Fragt man nämlich nach dem Körnchen Wahrheit in ihrem Irrtum, so ist es die berechtigte Abneigung gegen handwerksmäfsigen, durch äufsere Rücksichten beengten Betrieb einer geistigen Thätigkeit; das banausische Element wünschen sie ihren Zuhörern, den künftigen Lehrern der Jugend, fernzuhalten. Aber indem sie die Hochschule von der Pflicht, auf den späteren Beruf die Studenten vorzubereiten, lossprechen, nötigen sie dazu, dafs für diese Vorbereitung andere Veranstaltungen getroffen werden, die aufserhalb des akademischen Lebens stehen und dem Zusammenhang mit der freien, frischen Bewegung der Wissenschaft entrückt sind. Schon hat sich der Wandel zu vollziehen begonnen, dafs das Hauptstück der Ausrüstung des jungen Gymnasiallehrers von der Universität weg in das mit einer Schule verbundene pädagogische Seminar verlegt wird. Und was das bedeutet, darüber lassen die Führer und Wortführer der neuen Richtung keinen Zweifel. Man lese doch, um nur ein Beispiel zu haben, die Rede, welche auf der Münchener Philologen-Versammlung im J. 1891 Geheimerat Schiller über „die pädago-

gische Vorbildung der Gymnasiallehrer“ gehalten hat. Er nimmt es bereits als Thatsache hin, dafs „der Universitätsunterricht die „für die Schule nötige durchgängige und gleichmäfsige Kenntnis „der verschiedenen Unterrichtsgebiete nicht überliefert“, meint daher — ganz folgerichtig —, dafs die pädagogischen Seminare auch die Aufgabe hätten „das auf der Universität erworbene Wissen zu erweitern“ (S. 51). Ihr Hauptzweck bleibe immerhin, dafs sie die Kunst lehren, wie der Wissensstoff im Unterricht angewendet wird; und in dieser Beziehung vermifste Schiller gesicherte Grundsätze und allgemein anerkannte Anschauungen. „Wo besteht im höheren Schulwesen“, so ruft er aus (S. 64), „jenes feste und sichere didaktisch-pädagogische Bewufstsein, „welches die Elementarschule hauptsächlich durch die Arbeit der „Volkschul-Seminarien besitzt?“ Das ist deutlich gesprochen, und ist nicht etwa blofs eine persönliche Meinung. Der verstorbene Frick dachte ebenso; und es gilt heute geradezu als Schlagwort: „der höhere Unterricht mufs auf die Stufe des Elementarunterrichtes gestellt werden“. Möchten doch die Professoren der Philologie erkennen, dafs eben sie diesem Ziele zudrängen helfen, wenn sie es verschmähen in ihren Vorträgen und Übungen dem künftigen Berufe ihrer Zuhörer Rechnung zu tragen.

Alle Achtung vor den Aufgaben des Elementarunterrichtes, vor der Kraft und Gewissenhaftigkeit, womit der ehrenwerte Stand unserer Volkschullehrer an ihrer Lösung arbeitet! Aber der höhere Unterricht ist eben etwas anderes, nicht nur dem Grade, noch viel mehr der Art nach. Dort gilt es, ein feststehendes und fest begrenztes Wissen zu gleichmäfsiger Aneignung zu bringen; hier wollen wir durch Wissen das Denken fördern, individuelle Unterschiede der Begabung wecken und junge Menschen, aus denen später einmal führende Männer werden sollen, zwar nicht alle zu produktiver geistiger Thätigkeit, aber doch zu der Fähigkeit erziehen, auf eigne Hand ihr Wissen zu erweitern und in schwierigen Fragen sich selber ein Urteil zu

bilden[68]). Leben aber wird nur durch Leben erzeugt. Dettweiler schilt einmal[69]) auf einen Lateinlehrer, der mit seinen Sekundanern ohne Rücksicht auf einen Kanon immer die Bücher des Livius gelesen habe, mit denen er selbst gerade aus Anlafs einer wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt war. Möge es uns nie an Lehrern fehlen, die sich solchen Tadel verdienen! Die Schüler haben zehnmal mehr Gewinn davon, wenn sie an dem geistigen Schaffen eines gescheiten und lebendigen Mannes teilnehmen können, als wenn die Lehrkraft „Kunze Nr. 897“ ihnen einen normalen Lehrstoff, nach Normalstufen aufgebaut, normaler Weise „darbietet“. Eben darum ist die Betriebsamkeit der Firma Herbart-Ziller-Stoy und aller, die ihr anverwandt sind, so verhängnisvoll — bei dem besten Willen der diese Männer beseelt —, weil sie die tiefe Verschiedenheit des höheren Unterrichtes vom elementaren verkennen. Für Lesen Schreiben Rechnen mag es éine Methode geben, die zur Zeit die beste ist und nun zweckmäfsiger Weise überall durchgeführt wird; für die Stoffe, an denen das Gymnasium seine Schüler wachsen lassen will, giebt es etwas Ähnliches nicht. Da ist immer nur dér Gang des Verstehens und Eindringens gut und förderlich, den der einzelne Lehrer durch seine wissenschaftliche Bewältigung des Gegenstandes erarbeitet hat. Nicht an den Stoff heranbringen soll er die Methode, sondern aus ihm heraus sie entwickeln.

Daran aber, dafs Lust und Geschick hierzu in unserer Zeit abnehmen, sind doch am letzten Ende weder die Gelehrten noch die Pädagogen schuld; es liegt eine sachliche Schwierigkeit zu Grunde, die wir erkennen sollen. Eben durch die glänzende Entwickelung, deren die philologische Wissenschaft als Forschung sich seit einigen Generationen erfreut, hat sie viel von den Eigenschaften verloren, auf denen ihr unvergleichlicher Wert für den Unterricht beruhte. Davon ist, mit bezug auf ein bestimmtes Gebiet, schon die Rede gewesen; in weiterem Umfang hat kürzlich Otto Immisch einen ähnlichen Gedanken ausgeführt[70]). Früher sammelte man Thatsachen der Grammatik, um die Gesetze zu

finden, nach denen geschrieben und doch auch gedacht werden sollte; Ausnahmen wurden als solche verzeichnet: jetzt sind die Ausnahmen fast wichtiger als die Regeln, weil von ihnen her ein eindringenderes Verständnis der Sprache gewonnen wird. Homers Dichtung bewunderten unsere Vorfahren als geschlossenes Kunstwerk; für die Bildung des Geschmackes gab es keinen besseren Weg, als dafs man, Lessings Spuren folgend, die technischen Vollkommenheiten darin aufsuchte: heute bemühen wir uns, das Epos in seinem Werden zu verstehen mit Hilfe der Unebenheiten und Anstöfse, die darin als Spuren seiner Geschichte zurückgeblieben sind. Im Mittelpunkte der Beschäftigung mit den Tragikern steht jetzt Euripides, nicht mehr Sophokles: die abgeklärte Schönheit einer in sich ruhenden, gerundeten Schöpfung fesselt unser Geschlecht weniger als das Kämpfen und Ringen einer tiefen Menschenseele, die an den Rätseln des Daseins ruhelos und freilich erfolglos sich abmüht. In der römischen Geschichte glaubte man einfache und fafsliche Typen aller politischen Verhältnisse und Entwickelungen zu besitzen, vorzüglich geeignet, um die Grundformen geschichtlichen Denkens in jungen Köpfen entstehen zu lassen: was ist davon geblieben? Wohin wir blicken in unsrer Wissenschaft, da bietet sich eine überwältigende Fülle von neuen Thatsachen, Beobachtungen, Erkenntnissen, vor allem doch von Problemen; nirgends mehr jene schlichte Gesetzmäfsigkeit und durchsichtige Klarheit, die dem klassischen Altertum eigen zu sein schienen. So ist das einfache und bequeme Verhältnis zwischen Wissenschaft und Praxis verloren gegangen — nicht anders als in der Theologie, seit man angefangen hat die Bibel historisch zu betrachten. Rückgängig machen läfst sich eine solche Bewegung nicht; aber wohin soll sie führen? wohin kann sie geführt werden?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: wir sollen das Auge gegen die Gefahr nicht verschliefsen, den Widerspruch, der sich gebildet hat, scharf erfassen — und uns freuen, dafs uns, ihn zu lösen, eine neue und grofse Aufgabe gestellt ist. Mit bezug auf

die historische Sprachwissenschaft wurde das schon, im fünften Kapitel, ausgesprochen; aber es gilt allgemein. Es mufs gelingen den lebendigen Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Praxis wiederzugewinnen. Daran haben beide ein gleich starkes Interesse.

In vergangenen Jahrhunderten hatte die klassische Philologie eine bescheidene, dienende Stellung; die *facultas artium* lieferte das sprachliche und logische Werkzeug, dessen man in den drei „oberen Fakultäten“ bedurfte. Aber eben indem jeder ihre Dienste in Anspruch nahm, war jeder auf sie angewiesen, keinem war sie entbehrlich. Jetzt ist Philologie als Forschung erstarkt, eine selbständige Wissenschaft gleich den älteren Schwestern, grofs und vornehm — aber wer will etwas von ihr wissen? Den verlorenen Einflufs auf das geistige Leben der Nation wird sie nur dann zurückgewinnen, wenn sie sich der Pflichten wieder bewufst wird, die sie der Gesamtheit gegenüber hat; und das sind Pflichten der Erziehung. Ist es noch nötig diesen Gedanken gegen die Mifsdeutung zu verteidigen, als mutete ich den Meistern der Wissenschaft zu ihre Schüler für einen praktischen Beruf „abzurichten“? Vielmehr können sie selbst nur gewinnen, wenn sie mehr als jetzt üblich ist daran denken, dafs es von alters her der Beruf der klassischen Philologie ist an der Veredlung des Menschengeschlechtes zu arbeiten. Die Elemente, die dazu geeignet sind, herauszufinden und wirksam zu machen, ist eine schöne, des freiesten Geistes würdige Bemühung, ein heilsames Gegengewicht gegen das überhandnehmende Spezialistentum, das nach dem Werte des Stoffes, den es bearbeitet, grundsätzlich nicht fragt. Die Mathematik hat noch immer ihren Vorteil darin erkannt, solche Probleme zu bearbeiten, die ihr von der Naturforschung, also gewissermafsen als praktische Aufgaben gestellt wurden; der Anschlufs an die wirkliche Welt bewahrte vor luftiger Verstiegenheit. So wird auch die klassische Philologie, wenn sie sich ihrer Stellung zum praktischen Leben aufs Neue erinnert und die erzieherische Mission, die sie darin zu erfüllen

hat, recht erfafst, nicht Einengung und Erstarrung erleiden, sondern zur Entwickelung frischer Kräfte befruchtet werden.

Das Gymnasium seinerseits könnte nichts Verkehrteres thun, als wenn es der Richtung nachgäbe, nach der die moderne Pädagogik es hindrängt, wenn es eine besondere „Schulphilologie“ aufstellte und sich für berechtigt hielte, den Stoff, den die Wissenschaft bietet, *in usum Delphini* zurechtzumachen, zu beschneiden, umzuformen. Äufserlich mag es ja noch durchgesetzt werden, dafs man dem Latein der Schule eine Gesetzmäfsigkeit auferlegt, von der die lebendige Sprache nichts wufste; dafs man fortfährt, Cicero als grofsen Denker und klugen Staatsmann zu verherrlichen, in Horaz das Ideal eines Lyrikers und eines Weisen zu verehren; dafs man in der alten Geschichte die Perioden der Staatbildung, vor Pyrrhus und vor den Perserkriegen, überspringt, weil sie durch ihren Reichtum an Problemen unbequem sind; dafs man in der politischen Entwickelung die Macht der wirtschaftlichen Faktoren ignoriert, um typische Persönlichkeiten mit schlichten, entweder guten oder bösen Beweggründen zu haben. Das alles mag eine Zeit lang so gehen. Aber damit erweitert sich nur eine Kluft, die zu überbrücken unser ernstestes Bemühen sein sollte: zwischen dem Stück Leben, das unsere Jugend innerhalb der Klassenwände führt, und dem gröfseren draufsen. Dort nämlich, in Familie und Gesellschaft, in der Lektüre wie im Theater, bleiben die Jungen dem Einflufs des neuen Denkens und der neuen Wissenschaft doch nicht entrückt; in der Schule bezeigen sie dem klassischen Altertum die geforderte Ehrerbietung, daheim aber lächeln sie darüber und suchen sich andere geistige Nahrung, die ihnen als Söhnen des neunzehnten, bald gar zwanzigsten Jahrhunderts zuträglicher erscheint. Aber wir dürfen sie nicht so loslassen; wir müssen mit ihnen hinaustreten, ihnen zeigen, wie eben in diesem modernen, viel bewegten und viel zerrissenen Leben das Altertum als eine fortwirkende Macht mitten inne steht. Und wenn die Wissenschaft, die von diesem Altertum handelt, heute weniger als sonst einen reinlichen Bestand

gesicherter Ergebnisse, dagegen eine um so gröfsere Fülle ungelöster Fragen aufweist, so ist eben auch sie ein Kind ihrer Zeit und ist gerade auf ihrer gegenwärtigen Stufe vorzüglich dazu geeignet, dafs an ihr ein Geschlecht sich bilde, dem auch die Wirklichkeit statt gesicherter Verhältnisse einen Reichtum an Fragen bietet, die der Lösung harren. Da mag denn in der Jugend die Kraft des Prüfens, Abwägens, Urteilens geübt werden, die später im Dienste ernster männlicher Berufsarbeit bethätigt werden soll.

Zu solcher Erziehung beizutragen wird nur ein Unterricht im stande sein, der sich mit dem Teile der modernen Gedankenwelt der ihm am nächsten steht, d. i. mit der modernen Wissenschaft in lebendigem Austausch befindet. Soll die klassische Philologie als eine erziehende Macht nicht abdanken, so kommt alles darauf an, dieses Wechselverhältnis zu erhalten, oder, wo es zerstört ist, wiederherzustellen. Wie das durchzuführen sei, wie in der Behandlung der römischen und griechischen Geschichte, in der Erklärung der Werke ihrer Litteratur, in der Charakteristik und Beurteilung der Autoren, in der Schilderung des alten Kulturlebens der Stand und die Art der neueren Forschung mit ihrer verwirrenden Mannigfaltigkeit doch für den Unterricht fruchtbar gemacht werden können: das läfst sich kurz und theoretisch nicht beantworten, es müfste praktisch gezeigt werden. Ein Versuch dazu, für das Gebiet der Sprache, ist hier gemacht worden.

Anmerkungen.

1. (S. 5.) Lehrpläne u. Lehraufgaben S. 72: „. . . . Dies setzt „allerdings voraus, dafs, wie bereits angeordnet, der grammatische „Lernstoff und der anzueignende Wortschatz auf das Regelmäfsige „und für eine gründliche Lektüre Notwendige beschränkt . . . . „werden.“ Die zweite Bestimmung ist das Wichtige und eigentlich Neue. Im übrigen hat es wohl zu keiner Zeit an der Erfahrung gefehlt, dass der grammatische Unterricht im Eifer des Gefechtes leicht übertrieben wird, noch an Versuchen dem entgegenzuwirken. In einer für die Flensburger Gelehrtenschule bestimmten Verordnung, die auf Antrag und nach dem Gutachten des damaligen Rektors Johannes Moller erlassen und durch König Friedrich IV. von Dänemark 18. Mai 1722 unterzeichnet ist, beginnt § 15 so: „Die Menge der Regeln in denen *Grammaticis*, so auswendig „gelernt werden, können, so viel thunlich, vermindert, und nur „die nothwendigsten vorgegeben; die übrigen aber bey der *Analysi* „der *Auctorum* und *Construction* der *Exercitien* durch stetige Auf„schlagung und Herlesung beygebracht werden.“

2. (S. 6.) Wer die im Text nur angedeutete Ansicht näher zu kennen und zu prüfen wünscht, findet das Material dazu in meinen Aufsätzen in den Preufs. Jahrbüchern: „Das Ergebnis der Schulkonferenz“ 67 (1891) S. 88 ff. und „Die neuen Lehrpläne“ 69 (1892) S. 256 ff., sowie im Deutschen Wochenblatt: „Was wir aus den Verhandlungen der Schulkonferenz lernen können“ und „Die Überbürdungsfrage auf der Schulkonferenz“, 1891 Nr. 12. 21.

3. (S. 7.) Kaegi am Schlufs des Vorworts zu seiner „Kurzgefafsten Griechischen Schulgrammatik“, 1892.

4. (S. 7.) In den Verhandlungen der 6. Direktoren-Konferenz von Hannover, 1891, S. 30. — Schubert's Erzählung „Der Wolf und das Geigerlein“ ist bekannt.

4a. (S. 9.) So richtig Plüfs, dem Kaibel nicht hat folgen mögen. Von verwandter Art ist Iphig. Taur. 1083 ἐκ πατροκτόνου χερός „aus der Hand des tötenden Vaters“.

5. (S. 16.) August Waldeck, Praktische Anleitung zum Unterricht in der lateinischen Grammatik (Halle a. S. 1892) S. 11 f. Ein lehrreiches Buch, wie alles brauchbar ist was Waldeck bringt;

wenn er es nur unterlassen möchte immer wieder zu behaupten, dafs „bisher“ oder „jetzt“ aller grammatische Unterricht gedankenlos und pedantisch sei (z. B. in dem genannten Buche S. 73, 82, 83). Es hat immer tüchtige Lehrer gegeben und wird immer untüchtige geben; und ob das Zahlenverhältnis zwischen beiden sich nach 1892 günstiger stellen wird als es vorher gewesen ist, bleibt abzuwarten.

6. (S. 17.) Vgl. hierüber meine pseudonym erschienene Schrift „Ein Wort für unsere Fremdwörter“ von Ludwig Logander (Kiel und Leipzig, 1888); ferner den kürzlich veröffentlichten Aufsatz „Noch einmal die Fremdwörter“, Preufs. Jahrb. 91 (1898) S. 84 ff. Gegen diesen richten sich: H. Dunger, „Eine neue Verteidigung der Fremdwörter“ (Zeitschr. d. allgem. deutschen Sprachvereins XIII [1898] Nr. 4), und A. Hausding, Das Fremdwortübel, Berlin 1898. Letztgenannte Schrift wird, wie eine mir freundlich mitgeteilte Zeitungsnotiz besagt, von der Verlagsbuchhandlung Wilh. Ernst u. Sohn in Berlin auf Wunsch kostenfrei zugesandt.

7. (S. 18.) Zu welchen Verkehrtheiten der Versuch führt, gerade solche äufserlich einfachen und im Grunde sehr schwer fafsbaren Begriffe deutsch auszudrücken, zeigt Jean Paul in der heiteren kleinen Verhandlung zwischen Donatus und neun deutschen Grammatikern, mitgeteilt von Philipp Wackernagel in Bd. IV seines Deutschen Lesebuches („Der Unterricht in der Muttersprache“ 1851) S. 81—83.

8. (S. 20.) Dies giebt auch Karl Scheffler zu in der Vorrede seines Schriftchens „Die Schule. Verdeutschung der hauptsächlichsten entbehrlichen Fremdwörter der Schulsprache“ (Berlin 1896), das als siebentes der „Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins“ erschienen ist.

9. (S. 24.) Die Ausführlichkeit, mit der Waldeck (Die Methode in den alten Sprachen nach den neuen Lehrplänen, Lehrpr. u. Lehrg. 48 [1896] S. 12 ff.) die irrige Auffassung der Induktion bekämpft, läfst erkennen, dafs auch er Beispiele davon erlebt hat.

10. (S. 26.) Musterhaft verkehrt in dieser Beziehung und einseitig ist die Auseinandersetzung von Dettweiler in Baumeister's Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, Lateinisch (III 1) S. 24. Und wenn er an einer späteren Stelle (S. 106) die Berechtigung des deduktiven Verfahrens anerkennt, so ist das doch kein Zeichen besserer Einsicht. „Die Art der Darbietung“, so meint er hier fordern zu müssen, „ist auch als Deduktion stets entwickelnd, Schlüsse herausarbeitend.“ Ja wie in aller Welt sollte man denn deducieren ohne Schlufsfolgerung?

11. (S. 27.) Der Bequemlichkeit wegen wähle ich das Beispiel aus Ellendt-Seyffert, obwohl die Behandlung des Gegenstandes in anderen Grammatiken besser ist; recht gut diesmal bei Reinhardt (§ 181 Anm. 4).

12. (S. 28.) Über aktive und passive Bedeutung der Verbaladjectiva vergl. Kunst des Übersetzens [2] S. 52 f., wo weitere Beispiele zu finden sind.

13. (S. 32.) v. d. Gabelentz: Die Sprachwissenschaft, ihre Auf-

gaben, Methoden und bisherigen Erfolge (1891), S. 130; ähnlich und ausführlicher S. 87. Der Gedanke ist von ihm einleuchtend und überzeugend ausgeführt.

14. (S. 33.) „Lateinisch“ (s. Anm 10) S. 169. Auch Reinhardt's „Lateinische Satzlehre“ ist überwiegend in diesem Sinne gemeint (vgl. S. V).

15. (S. 34.) Anders Armin Dittmar, Studien zur lateinischen Moduslehre (1897) S. 300. Sein Versuch, den ganzen Gebrauch der Modi aus je éiner grundlegenden Bedeutung abzuleiten (der Indikativ zuversichtlich, ohne Gedanken an einen möglichen Widerspruch, „suverän“; der Konjunktiv „polemisch“, den erwarteten Widerspruch im voraus ablehnend), scheitert gerade besonders deutlich an solchen Satzformen, in denen beide Modi möglich sind, also die Vergleichung erleichtert wird. — Auch Dittmar's Behandlung der Sätze mit *Sunt qui* und *Pauci* oder *Multi sunt qui* (S. 102. 230; vgl S. 15) giebt, wie mir scheint, keine glückliche Probe seiner Theorie. Bei *sunt qui* schafft er sich eine Vermittlung mit der sonst gebräuchlichen Auffassung dadurch, dafs er dem Konjunktiv hier eine „polemisch-qualitative Bedeutung“ beilegt.

16. (S. 37.) Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Übertragung von August Dühr. Kiel und Leipzig 1895. Ich benutze die Gelegenheit dieses eigenartige Werk der Beachtung zu empfehlen.

17. (S. 37.) Über diesen Zug im homerischen Denken s Rhein. Mus. 47 (1892) S. 88 f. 91, wo mehr Beispiele gegeben sind; weiter (ἐικυῖα ε 353. 337) „Grundfragen der Homerkritik“ (1895) S. 236. Ebendort S. 257 ff. genaueres über direkte und indirekte Rede bei Homer.

18. (S. 39.) Nicht richtig erklärt Halm das *fuerat* damit, dafs im übergeordneten Satz „eine nach einiger Zeit eingetretene Handlung bezeichnet“ sei. Auch wenn die Anklage unmittelbar nach Niederlegung der Censur begonnen hätte, müfste es diesmal, dem Imperf. *vocabat* entsprechend, *postquam fuerat* heifsen.

19. (S. 40.) „Lateinisch“ (s. Anm. 10) S. 89. Dettweiler giebt dort zu weiterer Übung 3 „Beispiele aus dem Leben“: *Audio imperatorem hodie venire* (nicht *venturum esse*?) *heri venisse, mane venturum esse.* In dem letzten wäre es vielleicht besser einen für Schüler naheliegenden Irrtum zu vermeiden und *cras* statt *mane* zu setzen.

20. (S. 42.) Früher suchte man den Accusativ beim Infinitiv philosophisch zu erklären: der Accusativ sei das Wort an sich, „ohne weitere Bestimmung oder Bezeichnung“ (so Madvig, Lat. Sprachl. § 222 Anm. 1); oder: der Infinitiv sei immer das Objekt der Aussage, wenn auch nicht grammatisch so doch logisch, und könne deshalb ein Nomen nur im Accusativ bei sich haben (so Schömann, Lehre von den Redeteilen [1862] S. 46 f.). Es ist lehrreich und kann helfen bescheiden machen, wenn ein so gescheiter Mann wie Schömann so völlig Verkehrtes in dieser Frage und so siegesbewufst sagen konnte, wie er in einer Polemik gegen

Miklosich (in Fleckeisens Jahrbb. 101 [1870] S. 187 ff) gethan hat, blofs weil er sich nicht entschliefsen mochte einmal versuchsweise in die neue und ihm fremde Anschauungsart des Gegners sich hineinzudenken. Für die Schule ist die historische Erklärung des Acc. c. inf. durch Georg Curtius eingeführt worden (Griech. Schulgr. § 566 Anm. 1).

21. (S. 42.) Für diejenigen meiner Leser, die an der vorn gegebenen Darstellung von Acc. c. inf. und Abl. abs. Gefallen finden, darf ich bemerken, dafs sie nicht von mir, sondern aus der langjährigen und erfolgreichen Praxis eines Freundes stammt. — Eine weitere Probe von synthetischem Verfahren bietet die Verschränkung der Relativsätze, Kap. IX.

22. (S. 42.) Mit Lattmanns Auffassung des absoluten Ablativs stimmt im Grunde überein die von Otto Keller (Zur lateinischen Sprachgeschichte II [1895] S. 333 ff.), nur dafs hier der Versuch gemacht wird, unter den mancherlei adverbiellen Beziehungen, die der partizipiale Ablativ ausdrücken konnte, die des Woher als die ursprüngliche zu erweisen.

22a. (S. 46.) Beide Beispiele stehen, ganz in unserm Sinne besprochen, bei Zumpt § 505. Es ist nützlich, dieses prächtige Buch von Zeit zu Zeit wieder aufzuschlagen, um es mit den heutigen, durch eine Art von Submissionsverfahren immer dünner werdenden Schulgrammatiken zu vergleichen; man empfindet dann mit Europa: *unde quo veni!*

23. (S. 47.) In dem sonst so sorgfältigen Lexikon von Georges heifst es bei den Verben, die einen indirekten Fragesatz regieren, statt dessen mit schlimmer Konsequenz: „Relativsatz".

24. (S. 48.) Die hier gegebene Deutung scheint mir einfacher und natürlicher als die von Dittmar (in dem Anm. 15 citierten Buche S. 315): „*Te valere gaudeo* ist der unmittelbare Ausdruck „der lebhaften Empfindung, der Satz ist ein Produkt der Gefühls-„thätigkeit. *Quod vales gaudeo* ist das Ergebnis einer Überlegung, „der Satz ist ein Produkt der Verstandesthätigkeit". Freilich mufs, wer gerecht urteilen will, Dittmar's Erklärung im Zusammenhange seiner allgemeinen Theorie würdigen.

25. (S. 50.) Ein ähnliches Beispiel aus Demosthenes ist besprochen Kunst d. Übers. [2] S. 122 f.

25a. (S. 51.) Das Verhältnis des philologischen Unterrichts zum mathematischen, das hier nur unter einem äufserlichen Gesichtspunkt betrachtet ist, hat kürzlich eine sehr eingehende Untersuchung erfahren durch Karl Gneifse, Über den Wert der mathemat. u. sprachlichen Aufgaben für die Ausbildung des Geistes, Berlin 1898. Die inhaltreiche und anregende kleine Schrift wird doch vielleicht der Mathematik nicht ganz gerecht.

26. (S. 54.) Noch ein Beispiel aus Plautus sei hinzugefügt, Cist. 316 ff:

Sed quóm dicta huius intérpretor, haec hérelcst, ut ego opínor,
Meum quaé corrumpit fílium: suspíciost eam ésse,
Utpóte quam numquam víderim. de opínione erédo.

Dittmar (Stud. z. lat. Modusl. 127) meint, der Zusammenhang ergebe hier adversativen Sinn für den durch *utpote* eingeleiteten Relativsatz; es sei „demnach nicht richtig zu sagen, *utpote qui, quippe qui, ut qui* ständen nur in kausalen Sätzen“. Die Schlufsfolgerung ist hinfällig; der Satz mit *utpote* ist auch hier begründend, nur nicht zu *eam esse* sondern zu dem betonten *suspiciosi*.

27. (S. 55.) Steinthal, Assimilation u. Attraktion, psychologisch beleuchtet. Zeitschr. für Völkerpsych. u. Sprachwissensch. I; in seinen Gesammelten Schriften I, S. 107—190.

28. (S. 57.) Müller in der (Teubnerschen) Schulausgabe der Officien; er wendet sich damit gegen Draeger, Histor. Synt. II [2] S. 532.

28a. (S. 67. 106.) Über ἄν und κεν beim Indikativ des Futurs handelt van Herwerden Rev. de Philolol. N. S. VI (1882) p. 22 ss. Dazu vergl. meine Praefat. Iliad. § 6, I, 4.

29. (S. 68.) Hermann Ziemer, Junggrammatische Streifzüge im Gebiete der Syntax, 1882; zweite Aufl. 1883. Der Verf. unternahm es mit Erfolg, das Erklärungsprinzip der fortwuchernden Analogie in gröfserem Umfang auf syntaktische Erscheinungen anzuwenden.

30. (S. 69.) Dies ist richtig dargestellt von Waldeck, Prakt. Anleitung, S. 171 f.

31. (S. 71.) Für die historische Betrachtungsweise von Emanuel Hoffmann ist es bezeichnend, dafs er die vereinzelten Fälle des Konjunktivs bei *postquam* und *ubi* zum Ausgangspunkt seiner ganzen Theorie von den Temporalsätzen machte und nach dem Muster der Deutung, die er für diese Singularität gefunden zu haben meinte, den Konjunktiv bei *cum* erklären wollte. Der umgekehrte Weg ist der richtige, und diesen ist der Amerikaner William Gardner Hale gegangen. Dessen Buch, 1887 zuerst erschienen, gab den Untersuchungen über die Zeitsätze eine neue Grundlage: „Die *cum*-Konstruktionen; ihre Geschichte und ihre Funktionen“, übers. v. A. Neitzert, Leipzig 1891. Über den Konjunktiv bei *postquam* handelt er S. 303 ff. Andrerseits vgl. Em. Hoffmann, Die Konstruktion der lateinischen Zeitpartikeln, Wien 1860, und (gegen Hale gerichtet) Das Modus-Gesetz im lateinischen Zeitsatze, Wien 1891. — Das negative Ergebnis der Hale'schen Kritik wird anerkannt auch von Armin Dittmar, Studien zur latein. Moduslehre (1897), während er die eigenen Aufstellungen des amerikanischen Gelehrten seinerseits wieder bekämpft.

32. (S. 72.) v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft (vgl. oben Anm. 13) S. 9 f. 60 f.

33. (S. 74.) Die Kunst des Übersetzens [2] S. 104.

34. (S. 75.) Über das sinnlich-anschauliche Element in Goethes Sprache s. meinen pseudonym erschienenen Aufsatz „Zur Pflege der deutschen Sprache“ Preufs. Jahrb. 69 (1892) S. 782 ff.

35. (S. 75.) Beispiele hierzu aus der Elektra von Plüfs s. Kunst d. Übers. [2] S. 24.

36. (S. 78.) John Ries, Was ist Syntax? Ein kritischer Versuch. Marburg 1894.

37. (S. 81.) In der Ausgabe letzter Hand 38 S. 286, in einer Anzeige von *Il conte di Carmagnola, Tragedia di Manzoni.*

38. (S. 82.) Delbrück, Altindische Syntax (1888) S. 181. Für's Lateinische vgl. Ziemer, Junggramm. Streifzüge (1882) S. 94 und Paul, Principien der Sprachgeschichte [2] S. 243 f., dessen Erklärung ich mir nicht aneignen kann.

39. (S. 82.) Wilamowitz will ohne Not dies Beispiel damit entschuldigen, dafs συναοιδοί prädikativ stehe. Richtiger urteilt er über zwei andere Stellen, zu 398.

40. (S. 83.) In einer Anzeige des Buches von Osthoff, „Das Verbum in der Nominalkomposition im Deutschen, Griechischen, Slavischen und Romanischen", Zeitschr. für Gymnasialw. 33 (1879) S. 306.

41. (S. 87.) Herm. Lattmann, Selbständiger und bezogener Gebrauch der Tempora im Lateinischen, Göttingen 1890. Übrigens ein nützliches Buch, das nicht nur Stoff zusammenbringt sondern auch zu dessen eindringender Betrachtung anregt.

42. (S. 88.) Reisig's Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft, hrsg. mit Anmerkungen von Dr. Friedrich Haase (1839) § 281 ff. Ergänzungen bieten Haase's eigene „Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft", Bd. II, hrsg. von Herm. Peter 1880.

43. (S. 90.) Die wichtigsten Schriften von Em. Hoffmann sind Anm. 31 citiert.

44. (S. 92.) Carl Mutzbauer, Die Grundlagen der griechischen Tempuslehre und der homerische Tempusgebrauch. Strafsburg i. E. 1893. Das Buch ist nur zu sehr mit blofsem Stoff belastet. — Meltzers ausführliche Besprechung der Kaegi'schen Grammatik steht in der Zeitschrift f. d. Gymnasialw. 49 (1895) S. 455 ff.

45. (S. 96.) In dem vorher angeführten Buche S. 30 ff.

46. (S. 101.) Dittmar's Buch ist schon Anm. 15, 24, 31 erwähnt.

47. (S. 103.) So bei Schmalz, Lateinische Syntax (in Iwan Müller's Handbuch) [2] § 297. Eine Andeutung giebt auch in der Schulgrammatik Harre (§ 250 Anm. 1).

48. (S. 107.) Das hat man vielfach verkannt. In Kühners Ausführlicher Grammatik stand die Regel (II [1870] § 399, 2): „auf ein Haupttempus im Hauptsatze folgt im Nebensatze der „Konjunktiv, und auf eine historische Zeitform im Hauptsatze „folgt im Nebensatze der Optativ". Das ist in der ersten Hälfte lateinisch gedacht, nicht griechisch, und ist deshalb von Bernhard Gerth in der neuen Bearbeitung (1898) mit Recht aufgegeben. Ganz treffend hiefs es schon längst in K. W. Krüger's Grofser Sprachlehre (§ 54, 5, Anm.): „Die Regel 'der Konjunktiv begleitet „die Haupttempora, der Optativ die historischen' empfiehlt „sich mehr durch Kürze als durch allgemeinere Anwend„barkeit."

48a. (S. 112.) Fürs Griechische Litteratur anzuführen ist wohl nicht nötig. Doch sei erwähnt, dafs die Herkunft des eigentlichen Relativums (ὅς ἥ ὅ) von einem Stamm mit anaphorischer, nicht unterordnender Bedeutung zuerst von Windisch im 2. Bande von Curtius' Studien (1869) ausführlich dargelegt worden ist: „Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens in den indogermanischen Sprachen". Bei der relativen Verwendung des später sogenannten Artikels (ὅ ἥ τό) liegt der Zusammenhang mit der demonstrativen Bedeutung noch offen zu Tage.

49. (S. 113.) Schmalz (Lateinische Syntax, in Iwan Müller's Handbuch § 238 ff.; auch in seiner Schulgrammatik § 269) und Deecke (Die griech. u. lat. Nebensätze, auf wissenschaftlicher Grundlage neu geordnet, Progr. Buchsweiler 1887) machen seltsame Sprünge und Umwege, um die Entstehung des Relativsatzes aus einer Frage mit hinzugefügter Antwort zu erklären. Für eine Widerlegung ihrer künstlichen Theorie ist hier kein Raum; es mufs genügen, das Einfachere dagegenzustellen.

50. (S. 113.) Darüber die gründliche Untersuchung von Otto Immisch, De pronominis interrogativi τίς liberiore quodam usu, Lpzger Stud. X (1887) p. 309—318. — Matth. 26, 62 (οὐδὲν ἀποκρίνῃ, τί οὗτοί σου καταμαρτυροῦσιν;) übersetzte Luther richtig: „antwortest du nichts zu dem, was diese wider dich zeugen?" Falsch Weizsäcker: „antwortest du nichts? was zeugen diese gegen dich?"

51. (S. 114.) Das erkennt auch Brugmann an, Griech. Gramm. (in Iwan Müller's Handbuch) [2] § 205. Trotzdem erklärt er (§ 203 Anm.) die Ansicht für unerwiesen, „dafs die homerische Sprache „der alten parataktischen Weise der Satzfügung wesentlich treuer „geblieben war als die spätere Sprache." Hätte ich nur Zeit, so wollte ich versuchen ihm den Beweis zu führen. Vielleicht unternimmt es ein Jüngerer.

52. (S. 115) Innerhalb der uns erhaltenen Sprachdenkmäler läfst sich noch beobachten, wie der relativische Anschlufs allmählich aufkommt.

53. (S 117.) Beispiele finden sich de off. III 16, 65; Verr. act. II, I 12, 32. Zu diesem ganzen Abschnitt vgl. Kunst d. Üb. [2] 114 f.

54. (S. 120.) Eine Frage ist es doch wohl? Ich wenigstens wünsche mir Schüler, die sich nicht zufrieden geben wenn sie z. B. in der Grammatik (H. J. Müller § 210) lesen: „Grund dieser „sprachlichen Erscheinung: ich fürchte *dafs* = ich wünsche *dafs* „*nicht;* ich fürchte *dafs nicht* = ich wünsche *dafs*". Ganz schön; aber *timeo* heifst doch nun einmal nicht „ich wünsche", sondern ebenso sehr „ich fürchte" wie das deutsche Wort selber.

55. (S. 120.) Unter ihnen auch Kaegi, über dessen unhistorische Behandlung der selbständigen und abhängigen Begehrungssätze schon gesprochen wurde (S. 68), ebenso noch fürs Griechische Waldeck und Holzweifsig, für Latein Ellendt-Seyffert, Stegmann, Vogel, Reinhardt. Die beiden letzten, von Lattmann nicht belehrt, bezeichnen den abhängigen Begehrungsatz ausdrücklich als „Objektsatz".

56. (S. 121.) Albert Heintze, Gut Deutsch, eine Anleitung zur Vermeidung der häufigsten Verstöfse u. s. w. (Berlin, C. Regenhardt). Ein nützliches kleines Buch, das ich trotz des engherzigen Standpunktes, den es in der Fremdwörterfrage einnimmt, alljährlich meinen Schülern empfehle. Es verdankt seine Entstehung einem Preisausschreiben des deutschen Sprachvereins.

57. (S. 122.) Ähnliche Sätze finden sich z. B. noch mit direkter Frage Cat. mai. 10, 33, Rosc. Amer. 26, 73, mit indirekter Cornel. XI (Iphicr.) 3, 4.

58. (S. 123.) Principien der Sprachgeschichte [2] (1886) S. 250 ff. in dem Kapitel über „Verschiebung der syntaktischen Gliederung" Wie viel ich diesem ausgezeichneten Buche verdanke, wird der Kundige auch da herausfühlen wo ich es nicht nenne.

59. (S. 124.) Über die Entstehung der Konjunktion *sin* ist oben S. 72 kurz gehandelt

60. (S. 124.) Über diese Begriffe ist S. 87 ff. gehandelt. Auch von dem Einflufs des Modus auf die Zeitgebung war S. 91 die Rede.

61. (S. 126.) Ganz Brauchbares bot hier Reinhardt § 177.

62. (S. 128.) Ein besonders interessantes Beispiel von Mischung zweier Standpunkte bietet Cicero Rosc. Am. 2, 6 *(qui se stimulat ac pungit)*; ein anderes (ebda. 25, 70) habe ich früher schon in gleichem Sinne verwertet: Unsere Erziehung durch Griech. u. Römer (1890) S. 18. Der Spott, den manche über mein Vertrauen zur lateinischen Syntax ausgiefsen, soll mich nicht irre machen.

63. (S. 130.) Die Erklärung eines Kunstausdruckes ist gewifs etwas Gutes; nur mufs sie richtig sein und mufs wirklich etwas klar machen. Es giebt solche, denen es an beidem fehlt. So erinnere ich mich einer Zeit, wo Primaner lernen sollten, „kyklische" Daktylen hätten von dem rollenden Ton der Verse ihren Namen. Und dafs „logaödische" Reihen darum so heifsen, weil der Tonfall der Prosa (λόγος) und des Gesanges in ihnen verbunden sei, wird heute noch hier und dort verkündigt.

64. (S. 136.) Goethe, Sprichwörtlich 173: „Entzwei' und gebiete! tüchtig Wort; Verein' und leite! bessrer Hort"

65. (S. 137.) Herm. Wunderlich, Unsere Umgangsprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt (Weimar u. Berlin 1894) S. 109.

66. (S. 146.) Dies thut Paul Nerrlich in seinem Buche „Das Dogma vom klassischen Altertum in seiner geschichtlichen Entwickelung", 1894. Unter den mancherlei Anmafsungen dieses Schriftstellers ist die schlimmste doch die, dafs er die Miene des Historikers feierlich annimmt, während ihm gerade zu einem Versuch geschichtlicher Betrachtung der Dinge sei es die Fähigkeit oder der Wille völlig abgeht. Vgl. meinen Aufsatz „Die Abdankung des klassischen Altertums", Preufs. Jahrb. 78 (1894) S. 230 ff.

67. (S. 146.) Wilamowitz, Philologie und Schulreform, 1892. Hiergegen und gegen ähnliche Äufserungen einiger minder nam-

haften Gelehrten wendete sich mein Artikel „Wissenschaft und Praxis in der Philologie“, Deutsches Wochenbl. 1893 Nr. 8.

68. (S. 148.) Oder ist die herabziehende Wirkung des unglücklichen Einjährigen-Examens schon soweit gediehen, dafs auch für das Gymnasium ganz und gar die Rücksicht auf diejenigen Schüler mafsgebend ist, die es vor Abschlufs des Lehrganges verlassen? Dann wollen wir um so weniger die Gelegenheit versäumen, für seinen ursprünglichen und wahren Beruf Protest einzulegen.

69. (S. 148.) Lateinisch (in Baumeisters Handbuch III, 1) S. 61.

70. (S. 148.) Immisch, Die klassische Philologie als Schulwissenschaft, in den Neuen. Jahrbb. für d. klass. Altertum u. s. w. II (1898) S. 241—261. Nicht ganz einwandfrei ist die Wendung, die Immisch dem Gedanken giebt, wenn er den Hauptunterschied zwischen einst und jetzt darin findet, dafs die Philologie ihren „normativen“ Charakter verloren habe. Im übrigen freue ich mich manchen Anschauungen bei ihm zu begegnen, die auch ich seit Jahren theoretisch und praktisch zu vertreten bemüht bin.

Index.

I.

II.

III.



J. Harrwitz Nachfl. (C. Th. Kehrbach) Berlin SW.

DUE DATE

FEB 1 5 1994			
MAR 1 0 1994			

201-6503

Printed in USA


COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0038128519

BRITTLE DO NOT
PHOTOCOPY